

# Neujahrsblatt

herausgegeben von der

# Stadtbibliothek Zürich

auf das Jahr

1914

---

Nr. 270

---

Johann Jakob Reithard

Von

Dr. Rudolf Hunziker

Dritter und letzter Teil

Mit vier Bildern und einem Facsimile

---

Kommissionsverlag von Beer & Cie.







JOHANN JAKOB REITHARD

Nach einem Ölgemälde von Johannes Lüthi aus den Jahren 1845/46

4

# Neujahrsblatt

herausgegeben von der

# Stadtbibliothek Zürich

auf das Jahr

1914

---

Nr. 270

---

Johann Jakob Reithard

Von

Dr. Rudolf Hunziker

Dritter und letzter Teil

Mit vier Bildern und einem Faksimile

---

Kommissionsverlag von Beer & Cie.



## Im Dienst der Schnellenpolitik.

(1835—1840: Burgdorf.)

In seiner finanziellen und seelischen Not wandte sich Reithard mit einem ebenso ausführlichen als ehrlichen Schreiben an den einflußreichsten Mann des damaligen Burgdorf, an Regierungsrat Carl Schnell, ihn um ein Darlehen und um eine feste Lebensstellung bittend. Er gab ihm über seine politischen Mißgriffe und die durch sie veranlaßten Verfolgungen Auskunft, legte seine persönlichen Verhältnisse genau dar und wies nicht ohne Selbstgefühl auf seine literarischen Hoffnungen und andere Zukunftsträume hin: „Meine Arbeiten finden den lauten Beifall der ersten Fachmänner Deutschlands und der Schweiz. Durch eine Ausgabe meiner Gedichte, zu welcher der berühmte Kritiker Menzel eine Vorrede geben will, sowie durch eine Edition meiner Erzählungen und Abhandlungen könnt' ich meinen literarischen Ruf in Deutschland begründen, sowie mein ökonomisches Glück; die Aussicht auf eine sehr vorteilhafte Verbindung mit der Tochter eines der angesehensten Glarner Magistraten liegt mir ganz nah; — aber all dies wird mir durch die trübe Gegenwart versperrt. Ich bin ohne Anstellung und in augenblicklicher pekuniärer Bedrängnis.“ Auch an einer andern Stelle des nämlichen, vom 6. Mai 1835 datierten Briefes<sup>1</sup> kommt Reithard auf dieses „vortreffliche Mädchen“ zu sprechen, dessen Hand „dem Nichtangestellten von den Eltern verweigert wird. Durch diese, ich darf wohl sagen glänzende Verbindung wäre das Glück meiner Familie und in allen Beziehungen das meinige gesichert.“ Die Auserwählte nannte sich Minna Schindler und war die 1810 geborene Tochter des Zeugherrn Kaspar Schindler von Mollis und eine jüngere Schwester der Gattin des damaligen Landsfähnrichs und Appellationsrichters Dietrich Schindler, mit dem Reithard seit seinem Aufenthalt in Glarus befreundet war. In jener Zeit scheinen auch die Fäden der Zuneigung zwischen den beiden Liebenden gesponnen worden zu sein.

Aus dem Schreiben an Schnell geht hervor, daß Reithards Wünsche besonders darauf gerichtet waren, das Amt eines Inspektors der Volksschulen zu erhalten: „Da mir nun stets das Volksschulwesen am meisten am Herzen gelegen hat und durch eine Schulreferendur am gründlichsten dafür gewirkt werden könnte, so hab' ich Sie, hochgeachteter Herr, fragen wollen, ob sich im Interesse der Republik eine solche Stelle, wie sie früher im Plan war, nicht errichten ließe? Halten Sie es nicht für unbescheiden, daß ich diese Frage an Sie richte! Hätt' ich nicht die innigste Überzeugung, daß zumal bei der gegenwärtigen Stimmung der Schullehrer im Kanton ein zuverlässiger und fachkundiger Mann,

der *ex officio* das Land nach allen Seiten bereist und die Schulverhältnisse und Personen genau zu würdigen versteht, der Erziehungs- und Regierungsbehörde die wesentlichsten Dienste leisten und durch seine Vermittlung das Volksschulwesen fördern könnte, so würd' ich mich wohl gehütet haben, diesen Vorschlag, der vom Großen Räte schon einmal abgewehrt wurde, wieder in Rede zu bringen . . . Ich bin überzeugt, daß ich an diesem Posten dem Staate von Nutzen sein würde; das Zutrauen vieler Schullehrer, die ich während meinem Hiersein kennen lernte, käme mir entgegen."

Dieses Projekt betraf ein Amt, für das sich Reithard kurz zuvor ohne Erfolg bei der Regierung von Baselland gemeldet hatte, und das ihm fünf Jahre später im Kanton Glarus übertragen wurde. Daß die pädagogischen Mißerfolge am Berner Gymnasium keine Empfehlung für die Stelle bedeuteten, empfand Reithard selbst, darum beeilte er sich, seinen Vorschlag mit folgendem Zusatz zu versehen: „Ich weiß zwar wohl, daß nach dem, was zwischen mir und dem Erziehungsdepartement vorgefallen ist, es einige Schwierigkeit haben würde, die Wahl auf mich zu lenken. Doch hat diese Behörde, wenn sie wollte, sich klar überzeugen können, daß ich lediglich ein Opfer der Intrigue geworden bin und die Schuld an allem Vorgefallenen gewiß nicht mir beizumessen ist.“

Nach Empfang dieses Briefes beschied Carl Schnell den Bittsteller zu sich; auf dessen Anregung konnte er begreiflicherweise nicht eintreten, aber da er Reithards Brauchbarkeit sofort erkannte, unterstützte er ihn finanziell und sorgte dafür, daß er Redakteur an seinem Blatte, dem seit 1831 bestehenden „Berner Volksfreund“ wurde. Reithard schloß Ende Mai 1835 mit dem Verleger Carl Langlois einen Vertrag, nach welchem ihm für jede Nummer der wöchentlich zweimal erscheinenden Zeitung die Abfassung des Leitartikels oblag, dessen Thema, vorausgesetzt, daß es „der Tendenz des Volksfreundes nicht widerspreche“, völlig ihm überlassen blieb. Das Honorar war freilich sehr gering; es betrug für das erste Jahr fünfhundert Franken, und Reithard schrieb etwas resigniert an seinen Gönner: „Es wird sich gewiß zeigen, daß die Veränderung der Redaktion dem Blatte so wohlthätig ist, daß Herr Langlois es in der Folge nicht an besseren Bedingungen wird gebrechen lassen, wenn ich in den zwei folgenden Jahren, wie im ersten, die Totalredaktion übernehmen soll. Ich gestehe Ihnen aufrichtig, daß nur der Drang der Umstände, welche die eilige Unterstützung der Meinigen von mir fordern, mich bestimmen konnte, die Redaktion mit so niedriger Besoldung zu übernehmen.“ Um diesem spärlichen Einkommen etwas aufzuhelfen, bewarb sich Reithard bald darauf um die damals vakant gewordene Stelle des Stadtbibliothekars von Burgdorf, und der Burgerrat trug um so weniger Bedenken, ihm auf Schnells Empfehlung hin das Amt zu übertragen, als Reithard schon in Wädenswil die sieben- bis achttausend Bände umfassende Büchersammlung der dortigen Lesegesellschaft verwaltet hatte. Die Wahl fand im Oktober 1835 statt.<sup>2</sup>



Je mehr sich die ökonomischen Verhältnisse Reithards besserten, mit um so größerer innerer Freude konnte er sich auch den anderen Arbeiten widmen, die der Verleger Langlois ihm schon früher übertragen hatte, und die die Veranlassung zu seiner Übersiedelung nach Burgdorf gewesen waren. Im Dezember 1834 verkündete nämlich der Verleger, daß er die seit acht Monaten nicht mehr erscheinenden belletristischen „Schweizerblätter“ fortzusetzen gedenke. „Nirgends findet sich in der Schweiz“, heißt es in der von Reithard verfaßten „Anzeige“, „ein geweihtes Plätzchen, wo die Blüten unserer Poesie, wo überhaupt jene Erzeugnisse des Geistes ausgestellt werden könnten, welche, einer tieferen Tendenz huldigend, das Angenehme mit dem Nützlichen verbinden. Soll denn im Wirrwarr politischer Kämpfe und Zänkereien alles Schöne bei uns untergehen? Sollen wir ganz vergessen, daß wir in einer großen Natur, auf dem Boden hoher geschichtlicher Erinnerungen leben? Sollen wir kalt zuhören, wie Fremdlinge mit Entzücken unser Vaterland, mit Begeisterung die Taten unserer Väter preisen? Mit nichten.“ Doch Joseph Anton Henne, Reithards früherer Compagnon, der die Hauptredaktion besorgt und das finanzielle Risiko getragen hatte, begann ebenfalls die Schweizerblätter weiterzuführen und legte seinen Protest ein. So sahen sich Langlois und Reithard zu einer Titeländerung gezwungen; in Anlehnung an den ersten Jahrgang der Zeitschrift (1832), der anfänglich unter Reithards alleiniger Agide als „Schweizerischer Merkur“ und nach der Fusion mit Henne als „Schweizerblätter oder Schweizerischer Merkur“ die Leser beglückt hatte, nannten sie das Burgdorfer Kind, das Ende Januar 1835 seinen ersten Gehversuch machte, „Schweizerischer Merkur“. Es ist klar, daß das Publikum nicht begriff, warum nun zwei ähnliche Monatschriften den Büchermarkt bereicherten, und sie häufig verwechselte. Darum erschien im „Republikaner“ ein von Henne verfaßter oder inspirierter Artikel, der sich gegen das Konkurrenzunternehmen Reithards wehrte und diesem wegen der einstigen Nichtvollendung des Vabler Epos Unordentlichkeit „und endlich gar Stockenlassen der begonnenen Einsendungen“ vorwarf.<sup>3</sup> Aber nach wenigen Wochen gingen Hennes Schweizerblätter ein, und Reithards Merkur war nunmehr die einzige belletristische Zeitschrift, die „unter den derartigen Erscheinungen deutscher Literatur die Schweiz repräsentierte“. Unter den Mitarbeitern treffen wir Reithards getreue Helfer und Namen, die aus den früheren Schweizerblättern bekannt sind: Vandin, Rüenlin, Rueb, Schießler und Zollhofer; von neuen seien Augustin Keller, der Luzerner Xaver Pfyster zu Neued, der Rheinpfälzer Karl Geib, der Basler Pfarrer Markus Luz, von dem später die Rede sein wird, und vor allem der Solothurner Franz Krutter genannt, der zwei vielversprechende und sprachlich wohlgelungene Balladen, „Das Zauberbad“ und „Karl Frons Tod“, die zweite unter dem Pseudonym Valentin Namelos, beisteuerte.<sup>4</sup> In den letzten Hefen finden wir vor allem den literarisch außerordentlich tätigen Johann Jakob Schweizer vertreten, den Vater des Zürcher Theologen Alexander Schweizer; er hatte ein wechselvolles

Leben hinter sich und war damals Pfarrer in Trub.<sup>5</sup> Außer einer Reihe eigener Prosaarbeiten veröffentlichte er im Merkur das Schauspiel „Wildhans von Breitenlandenbergr“ von Johann Rudolf Maurer, der 1778—1792 als beliebter Lehrer am Zürcher Carolinum gewirkt und 1805 als Pfarrer von Affoltern am Albis gestorben war. Reithard selbst lieferte die drei größeren Erzählungen und Sittenbilder „Der Predigermönch oder die Revolution“, „Die Frauen in Burgdorf oder die Entstehung der Hühnersuppe“ und „Der betrogene Pater“, in denen die uns bereits bekannten Requisiten seiner epischen Prosa, wie Grausamkeit, Verrat, Heuchelei, Verführung und Mord, verborgene Falltüren und unheimliche Malesfizgerichte keine geringe Rolle spielen; auch die Skizze „Allerlei aus dem Tagebuch eines Postfondukteurs“ schwelgt in herzbrechend-phantastischen Unwahrscheinlichkeiten und in der Zeichnung teuflischer Denkart. Unter Reithards in gebundener Form abgefaßten Beiträgen verdient der Balladenzyklus „Rudolf von Habsburg, der Züricher Hauptmann“ besonders hervorgehoben zu werden; er enthält manche anschauliche und mit Humor gewürzte Episode, reicht aber trotz aller formalen Gewandtheit nicht an sein Vorbild, den Uländischen „Eberhard der Rauschebart“ heran. Daneben taucht „Demius der andere“, der Hauptautor des früheren Merkur, zweimal aus der Versenkung, in der er seit Ende 1832 verschwunden war, empor, mit einer „Dedikation“ des uns bereits bekannten „fünften Gesanges der Revolution von Babel“ und mit einer Anzahl von „Volkswägen“. Außerdem spendete Reithard eine Reihe von Volksjagen, ferner Besprechungen poetischer und profaischer Werke und die durch die fesselnde, von innerer Wahrheit getragene Wiedergabe des Geschauten mustergültige Naturschilderung „Ein Gewitter in den Schweizerbergen“. In vollendeter, anspruchsloser Weise sind hier die Linien angedeutet, die vom Walten der Elemente zu den Schwingungen der menschlichen Psyche hinüberführen. Das Gewitter überraschte den Wanderer, der vom Bad Stachelberg zu der das Tal der Linth abschließenden Pantenbrücke emporgestiegen war und sich dort seinen Gedanken und Träumen hingab: „Feierliches Halbdunkel herrschte in der erhabenen Rotunde; unsichtbare Geister rauschten sich aus Arden- und Fichtenzweigen zu, und krächzende Raben flogen aus den tiefen und zahlreichen Zerklüftungen der Felsen, als ob sie Jupiters Botschaft auszurichten hätten. Und es war so: sie verkündeten ein Hochgewitter. Eine Stunde und mehr hatt' ich auf der Brustwehr der Brücke geseßen, die in einem einzigen kühnen Bogen von dem schroffen Fels des Altenohren hinüberführt zum unteren Ueli, eine Stunde und mehr — ich war es nicht innegeworden; denn in der Feier des Unendlichen geht das Zeitliche unter. Tiefer, nächtlicher hatt' es zu mir hereingedunkelt durch das Zweig- und Felsgewölbe — ich war es nicht innegeworden; denn die Größe der Natur gibt den Schlüssel zu unsern großen Empfindungen und Gedanken, und in den Momenten, wo uns eine bedeutende innere Welt aufgegangen ist,

achten wir der äußeren minder, manchmal gar nicht mehr. So war auch mir geschehen. Ich saß versunken in Erinnerungen; mein Leben glich dieser Gegend. Wahrlich, es fehlte weder an den Trümmern getäuschter Hoffnung noch an der Düsternis der Wehmut noch am Wehen heiliger Ahnung. Aber auch des Gefühls ungeschwächter Geisteskraft, der Fülle einer reinen, wenn auch oft unbändigen, sprudelnden Phantasie ward ich mir freudig bewußt, als ich in die schäumende Linth hinunterfah. Plötzlich erleuchtete ein Blitz die düsteren Räume; es war gerade, als hätte die schlafende Gegend einen raschen, strahlenden Ausblick getan. Eine Minute später rollte ein majestätischer Donner über die Wölbung und zog in verhallendem Murmeln an den Bergen hin, wie die ersterbende Stimme eines gewaltjam Erweckten, den der Schlummer wieder überwältigt. Die Felsen zitterten; sie schienen ein ahnungsvolles Leben zu gewinnen, und von den Bäumen und Büschen fielen einzelne schwere Tropfen, als ob sie weinten. Ich trat unter die überhängende Wölbung eines Felsens, begierig auf die Entwicklung des erhabenen Dramas, dessen Prolog ich vernommen . . . .“ Hübsch liest sich auch der Schluß des Essays: „Endlich, nach einer halben Stunde, wurden die Blitze seltener, der Donner zog sich grollend über die Berge, und der Regen wurde allmählich zu feinen Tauperlen. Ich warf noch einen Scheideblick in den schäumenden Linthkeßel und stieg dann auf ausgewaschenem Felssteig ins blühende Aual zurück. Dort hatte der Gewitterregen die lechzenden Tristen erquickt, an jedem Halm hing noch ein aufgesparter Tropfen, und in jedem spiegelte sich die Sonne, welche die Wetternacht siegreich vom blauen Abendhimmel zurückwarf. Das ist deine Zukunft, sprach ich zu mir selbst. Der Gewitterregen hatte auch die Blüten meines Gemüts erquickt, daß sie frisch und freudig aufgingen in Liebe, Hoffnung und Zuversicht; und wie es ringsumher wieder leuchtete, duftete und klang, so auch in mir. Und Farbe, Duft und Klang mischten sich und wurden zum jauchzenden Lied.“

Der wiedererstandene Schweizerische Merkur fristete nur ein kurzes Dasein; mit dem zwölften Hest, dem sechsten des zweiten Bandes, sank er ins Grab. Zwar bot er im Jahr 1837 seine unbeachteten Schätze unter dem Titel „Schweizerbilder“ nochmals dem Publikum an,<sup>7</sup> aber der Erfolg blieb auch jetzt aus. In seiner unermüdlchen Herausgeberfreude plante Reithard nach dem Eingehen des Merkur ein neues gemeinsames Unternehmen, eine Fortsetzung der seit 1833 nicht mehr erschienenen „Alpenrosen“ oder die Veröffentlichung eines Schweizer Taschenbuches. Schon lud er Krutter und die andern Solothurner Literaten zu einer Unterredung nach Fraubrunnen ein; doch diese versuchten, unter der Agide des aus Paris zurückgekehrten tatkräftigen Alfred Hartmann, auf eigene Faust eine belletristische Zeitschrift durchzusetzen, den „Morgenstern“. Auch er brachte es trotz der schönen Ausstattung und den famosen Zeichnungen Distelis nicht über zwölf Hefte; Reithard ist in diesem Journal mit seiner Ballade „Die Schlacht bei Näfels“ vertreten.<sup>8</sup>

Die Leitung des Schweizerischen Merkur war keineswegs die einzige literarische Tätigkeit, der sich Reithard neben seinen allzeit gewissenhaft erfüllten Volksfreund- und Bibliothekspflichten widmete; die Leichtigkeit und Gewandtheit, mit der er arbeitete, und seine erstaunliche Leistungsfähigkeit ließen ihn an mehrere Aufgaben zugleich herantreten. Wie weit er bei der Redaktion der „Wöchentlichen Mitteilungen zur Unterhaltung und Belehrung aller Stände“, die Langlois seit 1832 herausgab, beteiligt war, entzieht sich unserer Beurteilung. Sicher ist, daß er auch dieser Zeitschrift ab und zu Beiträge spendete, so dem Jahrgang 1835 das Gedicht „Der Taufzettel“, in dem die Entwicklung des Menschen sinnig mit dem Werden und Wachsen eines Baumes verglichen wird. Im übrigen lebten die Wöchentlichen Mitteilungen, „die vorzüglich ein Summarium des Besten aus der deutschen, französischen und englischen Journalistik bildeten“, häufig vom Abdruck anderswo erstmalig erschienener Unterhaltungsgeschichten; zu ihren regelmäßigen Originalmitarbeitern zählten sie Franz Rüenlin, Joseph Anton Rueb, P. Ober und Pfarrer Schweizer.<sup>9</sup> — Im Sommer 1836 edierte Reithard bei Langlois außerdem ein nachgelassenes Werk des als Historiker und Topographen rühmlichst bekannten, am 19. Oktober 1835 verstorbenen Pfarrers Markus Luz von Läußelfingen, des Stifters der Vaterländischen Bibliothek in Basel; es betitelt sich „Der schweizerische Elementarschüler“ und ist ein praktisch eingerichteter Leitfaden für den ersten geographischen und geschichtlichen Unterricht. Der kranke Verfasser übergab das unvollendete Manuskript dem ihm befreundeten Reithard, der es abschloß und die einzelnen Partien ausfeilte.<sup>10</sup> In seinem Republikanerkalender für das Jahr 1838 veröffentlichte Reithard ferner Bruchstücke aus einem Tagebuch von Pfarrer Luz, der dem jungen Redakteur ein besonderes Wohlwollen entgegengebracht zu haben scheint.

Den eben erwähnten Republikanerkalender gab Reithard jedes Jahr seines Burgdorfer Aufenthaltes bei Studer in Winterthur heraus. Die darin enthaltenen Märchen, Monatsverse, humoristischen Gedichte und Anekdoten, gruseligen Erzählungen und Beschreibungen von Festen, aktuellen Begebenheiten und historischen Ereignissen stehen nicht alle auf einer hohen Stufe; vieles kann vor einem auch nur einigermaßen objektiven ästhetischen Urteil nicht zum besten bestehen, namentlich würden wir die im Jahrgang 1837 mitgeteilten Greuel szenen gern missen. Am wertvollsten sind die Jahrgänge 1838 und 1839, da wir hier die beiden bereits erwähnten Aufsätze über Hans Georg Nägeli, eine Reihe von Reithards guten Balladen und charakteristischen Gedichten über berühmte Schweizer, sowie unter dem Titel „Der Ritter von Brandis“ eine in sich abgeschlossene Episode aus Gotthelfs „Wassernoth im Emmenthal“ treffen. Im Volk wurde der Kalender gern gelesen; denn zu unterhalten und zu fesseln verstand Reithard ausgezeichnet. Mit Stolz wies er gelegentlich auf die guten Rezensionen hin, die dieser seiner „volkszerzieherischen“ Tätigkeit zuteil wurden.<sup>11</sup>

Die Stellung als Redakteur am Volksfreund brachte Reithard bald in Verbindung mit Pfarrer Albert Bizius von Lüzelflüh, der dem Blatt von Zeit zu Zeit seine kernigen und ungeschminkten, aber wegen ihrer klaren Trefflichkeit oft gar nicht, oft nur teilweise verwendbaren Artikel sandte; sie befaßten sich vor allem mit dem „überhand nehmenden Rabulisten- und Rammengießereiwesen, der systematischen Volksverwilderung durch fremdes und einheimisches Demagogentum“, sie trafen „die Ursächer der wachsenden Armemnot, der steigenden Amtlijägerei und Arroganz sonst bescheidener und zufriedener Stände, vor allem die Abfeilung nationaler Eigentümlichkeit und den flachen, ruch- und gedankenlosen Nihilismus, der sich mehr und mehr aus den oberen und unteren Schichten in den geliebten Mittelstand hineinfräß“. Es dauerte nicht lange, so hatte ein reger Verkehr zwischen den beiden Männern statt, die sich in den Fragen der Politik und der Schulverbesserung ausgezeichnet verstanden. Bizius fand großen Gefallen an dem gecheiten, belesenen, stets unterhaltenden und witzigen Zeitungsschreiber, der eine ihm unbegreifliche, fast improvisatorische Leichtigkeit besaß, Verse zu produzieren, und auch sonst in der schriftstellerischen Theorie und Praxis trefflich Bescheid wußte. Und Reithard seinerseits erkannte sofort die geniale Eigenart des neuen, um acht Jahre älteren Freundes und förderte die Entstehung des Gotthelfschen Erstlings, des „Bauernspiegels“, nach Kräften. Wie es dabei zunging, erzählte er später in Gotthelfs Nekrolog selbst: „Nach vielen, meist vergeblichen Versuchen, seinen schriftstellerischen Drang auf dem Wege der Publizistik zu befriedigen, überschrieb Bizius endlich planlos einige Papierbogen mit Szenen aus dem Berner Volksleben und Reflexionen darüber in jener eigentümlichen Weise, der er in der Folge stets treu geblieben ist. Zufällig bekam ein sachkundiger Freund bei einem Besuche diese Bogen zu Gesicht und erstaunte über die tiefen psychologischen Einblicke und die Originalität der Darstellung, die sie enthielten. Er ermunterte den Verfasser, ein Ganzes zusammenzufügen, und noch an jenem Abend wurde die Disposition zum Bauernspiegel beim traulichen Kaminfeuer zustande gebracht. In drei Monaten lag das Manuskript vollendet da; bald fand sich in Burgdorf ein Verleger, welcher schon innerhalb eines Jahres genötigt war, die zweite Auflage drucken zu lassen.“<sup>12</sup>

Reithard blieb, solange er in Burgdorf weilte, der literarische Berater und Zensor Gotthelfs; und während sonst der Volksfreund nur äußerst selten kulturhistorische und belletristische Bücher anzeigte, so widmete Reithard als getreuer Herold den sämtlichen Publikationen Gotthelfs eingehende, von warmer Begeisterung und guter Erfassung des Wesentlichen getragene Besprechungen. Er war ein gern gesehener Gast im Pfarrhaus Lüzelflüh, und wenn Gotthelf an Markttagen nach Burgdorf kam, so kehrte er bei Reithard ein. Mit großen Schritten gingen die beiden jeweilen auf seinem Zimmer auf und ab, Fragen der Politik und der Literatur besprechend. Später bildete der Neue Bernerkalender, den Bizius auf das Jahr 1840 erstmalig herausgab, viel Stoff zu gegen-

seitigen Erörterungen; denn da Reithard im Kalenderwesen eine mehrjährige Erfahrung besaß, konnte er Gotthelf manchen guten Ratschlag geben. So ist z. B. dessen Erzählung „Das gelbe Vögelein und das arme Margritli“, die im ersten Jahrgang des Bernerkalenders erschien, auf Grund gemeinsamer Besprechungen entstanden.<sup>13</sup>

Seit Ende 1836 hatte Reithard in Burgdorf eine eigene gemütliche Häuslichkeit; seine Schwester Anna war mit ihren drei Töchtern, die zärtlich an ihrem Onkel hingen, zu ihm übergesiedelt. Sie wohnten zunächst im Städtchen selbst, im November 1838 bezogen sie ein kleines Landhaus in dem gegen Oberburg gelegenen „Einschlag“. Dieses Zusammensein bedeutete für beide Teile eine finanzielle Erleichterung. Trotzdem herrschte bisweilen bittere Not, so daß Reithard sich immer wieder nach neuen Einnahmequellen umsah. Er bemühte sich — ohne Erfolg — um das Amt des Burgdorfer Waisenvaters, und am 17. Juli 1837 bat er seinen Gönner Carl Schnell, ihn bei seiner Bewerbung um die Postverwalterstelle mit seinem Einfluß zu unterstützen. Er hoffte, mit Hilfe seiner Schwester, „welche sowohl in Komptabilität als Korrespondenz wohl erfahren ist“, diese Geschäfte nebenbei besorgen zu können. Schnell scheint ihn von der merkwürdigen Idee zurückgebracht zu haben, und in der Tat vermögen wir uns den impulsiven Reithard nicht wohl als Posthalter vorzustellen.<sup>14</sup> Auch das Töchterinstitut, das er mit der Schwester auf seinem „Landgut“ im Einschlag eröffnen wollte, und das „sich von andern dadurch wesentlich unterscheiden soll, daß es bei demselben weniger auf Tanzfertigkeit und Mythologie als vielmehr auf Ausbildung des häuslichen Sinnes abgesehen ist“, dürfte lediglich in seiner Phantasie Gestalt gehabt haben. Aber dort war die Anstalt fix und fertig. „Wenn ich nur für den Anfang sieben bis acht Pensionärinnen zusammenbringe“, schrieb er an die Witwe Hans Georg Nägelis,<sup>15</sup> die er um ihre Empfehlung und Vermittlung bat, „so bin ich zufrieden, und meine Unabhängigkeit, nach der ich aus Leibes- und Seelenkräften ringe, ist gesichert. Die Sprache des Hauses würde die französische sein.“

Reithards Verhältnis zu Carl Schnell war während der ganzen Burgdorfer Zeit ein freundliches, ja freundschaftliches. Er verstand dessen „eigenartige Doppelnatur“ wie wenige und hat sie nach Schnells Tod in ebenso objektiver als warmherziger Art geschildert.<sup>16</sup> Schnell hegte einerseits eine große Sehnsucht nach einem abgeschiedenen Literatenleben, einem stillen Verkehr mit den Mäusen. „Mit gleicher Leichtigkeit las er die alten wie die neuen Klassiker, mochten diese das Verständnis der französischen, italienischen, englischen oder deutschen Sprache erfordern.“ Es läßt sich denken, daß die beiden Männer auf diesen Gebieten einen um so regeren Gedankenaustausch pflegten, als ihnen im persönlichen Verkehr die vollendete Liebenswürdigkeit eignete. Auf der andern Seite verehrte Reithard in Schnell den bedeutenden Staatsmann, dessen energische, konsequente Tätigkeit die Vorrechte der Hauptstadt zu Fall gebracht und der

Souveränität und politischen Gleichheit des Volkes zum Siege verholfen hatte.

Und Schnell durfte mit seinem neuen Redakteur wohl zufrieden sein. In allen wichtigen Fragen brachte der Volksfreund interessante, gewandt geschriebene Leitartikel, deren Lektüre auch heute noch recht kurzweilig ist. Aber nicht nur wurden der Verlauf des endlosen Erlacherhofprozesses, der mit ihm zusammenhängende Dotationsstreit, die Flüchtlingsverfolgungen, der Conseilhandel mit fesselnden Ausführungen bedacht, Reithard nahm sich ganz besonders des Volksschulwesens an, das infolge des neuen Gesetzes sich allmählich zu heben begann. Auch der praktischen und intellektuellen Ausbildung des weiblichen Geschlechtes widmete er den einen und andern Essay.<sup>17</sup> Immer wußte er für aktuelle An gelegenheiten lockende Titel zu finden, und bisweilen kleidete er seine Schilderungen in das Gewand humoristischer Balladen und anderer Gelegenheitsgedichte, die seiner regen Intuition stets besonders gut gelangen. Zur Unterhaltung des Volkes lieferte die Zeitung ferner vom Januar 1838 an fast in jeder Nummer Buchstaben- oder Silbenrätsel, Rätselquadraturen, Charaden und Logogryphen. Auch der ernstern Poesie entrichtete der Volksfreund bisweilen seinen Tribut; in ihr Reich gehören die Neujahrslieder und die Ballade, die Reithard zur Säkularfeier der Laupenschlacht spendete.<sup>18</sup>

Aber ob schon Reithard in den Schnellen die „wahren Schildhalter des Bernervolkes“ anerkannte, ob schon er in ihrem Namen den Nationalverein bekämpfte und mit Hestigkeit für die Ausweisung Louis Napoleons plädierte, ob schon Carl Schnell ihm „in Sachkenntnis, Stellung und Alter, vor allem aber mit Rücksicht auf den Charakter so sehr Gewährsmann, so sehr achtungswert ist“, lediglich ins Schlepptau ließ er sich nicht nehmen. Er fühlte sich ehrlich und selbständig genug, um dem gefürchteten und reizbaren Regierungsrat, dem er zudem persönlich verpflichtet war, zu widersprechen, wenn das Interesse der Sache es ihm zu verlangen schien. So wagte er es schon im Juni 1835, einen Beitrag Schnells für den Volksfreund zu refusieren und diesen darauf hinzuweisen, daß er selbst die Sache in einer objektiveren Art behandelt habe. „Sie sind gewiß vollkommen mit mir einverstanden“, schrieb er bei dieser Gelegenheit seinem Gönner, „wenn ich behaupte, daß ein öffentliches Blatt gerecht sein muß, daß diese Eigenschaft gerade die *conditio sine qua non* des öffentlichen Kredites ist. Ein *Moniteur* wird das Urteil des Publikums nie bestimmen, wohl aber ein Blatt, welches den Schillerischen Spruch „Wahrheit gegen Freund und Feind“ tatsächlich ins Leben führt. Wenn dann ein solches Blatt für Sachen und Personen in die Schranken tritt, wird es wirken. Möchten Sie mich also auch hier nicht verkennen!“<sup>19</sup>

Ein solch ideales Prinzip ließ sich nicht durchführen; es war ein eitles Beginnen, dem Publikum den Glauben nehmen zu wollen, daß der Volksfreund ein Parteiblatt sei. In den heftigen Fehden, die der Volksfreund, seis direkt,

seis unter dem oft wiederkehrenden Titel „Gedanken beim Zeitungslesen“, mit den andersgläubigen Berner Journalen, wie der konservativen Allgemeinen Schweizerzeitung, dem seit Juli 1836 existierenden Verfassungsfreund, dem Schweizerischen Beobachter, dem Vertreter der „revolutionären Propaganda“, der Bruntruter Helvétie, dem Organ der Nationalen, und mit der ultraradikalen, für die Flüchtlinge einstehenden Jungen Schweiz auszufechten hatte, stoßen wir häufig genug auf persönlich-beleidigende Ausfälle. Und nach der Niederlage der Schnelle im Louis Napoleon-Handel, die sie zum sofortigen Rücktritt aus dem Staatsdienst veranlaßte, wurden die Kampfsart immer pöbelhafter, die Angriffe immer verletzender. Die Schroffheit und der Haß, mit denen sie einst in großzügiger Politik die Berner Aristokraten aus dem Sattel gehoben, wurde nun in niedriger Denkart gegen sie selbst angewendet. Es gehörte zum guten Ton, über die Burgdorfer „Matadoren“ loszuziehen, deren Zeitung allerdings mehr und mehr zum rein persönlichen Parteiorgan, zum bloßen Kampf- und Oppositionsblatt ausartete. Bei dieser unerfreulichen Heße erhielt auch Keithard sein redlich Teil. So quittierte der Beobachter dessen Vorwurf, er habe „unter kritischen Umständen ein paar Mal seine Grundtendenz verleugnet, ungefähr wie Petrus seinen Herrn“, mit der Entschuldigung, daß das Benehmen eines solchen Petrus denn doch tausendmal höher stehe als Keithards Judasrolle, und warf ihm unverblümt Feigheit und Feilheit vor. Gegen diese gemeinen Verdächtigungen nahm Keithard in einer ausführlichen Rechtfertigung, die er „Ein kurzes Wort“ betitelte, Stellung.<sup>20</sup> Zuerst verteidigte er sich gegen die Anschuldigung der Feigheit: „Jedenfalls hat der Unterzeichnete sein Festhalten an Grundsätzen und Personen, die er für gut hält, und den Mut, für seine Gesinnung einzustehen, zur Genüge bewiesen. Die Grundsätze, für die er schon vor 1830, für die er als Jüngling schrieb und kämpfte, sie sind in ihm heute noch so frisch und lebendig wie damals, ein heiliges, unveräußerliches Gut, welches sein braver, politisch verfolgter Vater auf ihn vererbte; aber von den Personen, die ihm beim Beginn unserer politischen Regeneration als achtungswert und als Bürgen einer schönen schweizerischen Zukunft erschienen, kommen ihm jetzt einige als Phantasten, nicht wenige als politische Wähler und Ränkeschmiede vor. Gegen solche hat der Unterzeichnete keine andere Treue zu üben als: nicht zu mißbrauchen, was ihm unter freundlicheren Verhältnissen von ihnen anvertraut wurde. Diese Treue hat er nie gebrochen, wird er nie brechen...“ Zum Schluß gab Keithard über sein Verhältnis zum Volksfreund und zu den Brüdern Schnell eine Auskunft, die bei allem Optimismus der Beurteilung seiner Gesinnung und Freundschaftstreue nur Ehre machte. „Man hat dem Unterzeichneten“, lesen wir hier, „selbst in deutschen Blättern vorgeworfen, seine Feder stehe im Solde der Herren Schnell, und er verleugne um Geldgewinn seine Grundsätze. Gab es je ein freies Verhältnis, so ist es die Stellung des Unterzeichneten zu den Herren Schnell, und gab es je einen böswilligen Ver-



leumder, so ist es derjenige, welcher jenes Verhältnis als ein unreines verdächtigte“.

Aus diesen und andern den nämlichen Jahren entstammenden Erklärungen Reithards geht mit Deutlichkeit hervor, daß sein radikales Feuer am Erlöschen war, daß der Sturm seiner Leidenschaften einer vorurteilsloseren Betrachtungsweise Platz gemacht hatte. Seine Erfahrungen konnten ihn belehren, wie das pro patria manches Helden der Aufklärung sich bei günstiger Gelegenheit bewußt und unbewußt in ein pro domo verwandelte; er vermißte mehr und mehr die „wahre sittliche Hingebung, das heilige Band, das zu großen Entschlüssen und zu gemeinschaftlicher Tat verbindet“, die „freudige Anerkennung höherer Verdienste“. Und die Politik der Schnelle, die er ex officio vertrat, mußte ihn in seiner Auffassung der Lage bestärken. So großzügig jene in den demokratisch-liberalen Grundideen sich zeigte, so fern ihren Trägern persönlicher Ehrgeiz und Herrschsucht lagen, der Art, wie sie ihre Ansichten durchzusetzen suchten, eignete ein gewisser Despotismus, der keine Kompromisse kannte, und der sie schließlich in ihre einseitige Sonderstellung drängte. Wenn Ludwig Snell schon 1835 die Ansicht äußerte, das Regiment der Schnelle arbeite für die Aristokratie, so ist dies Urteil durchaus unzutreffend, wenn wir die Prinzipien, von denen Carl Schnell ausging, ins Auge fassen; aber es hat seine Wichtigkeit, wenn wir an den Terrorismus denken, der hüben und drüben an der Tagesordnung war.<sup>21</sup> Die Ideen, welche Carl Schnell und Reithard seinerzeit begeistert, hatten auf der ganzen Linie gesiegt; nunmehr galt es für sie, den Übertreibungen und Wühlereien zu steuern, in kantonalen und eidgenössischen Fragen die Selbständigkeit zu wahren.

Und als der kein Maß haltende, über alle Bedenken hinweg reformierende Radikalismus sich des religiösen Gebietes bemächtigen wollte, da ward Reithard zu seinem aprioristischen Gegner. Man kann sagen, daß die Berufung von David Friedrich Strauß an die Zürcher Universität seine wankend gewordenen Prinzipien vollends stürzte; denn durch alle Stürme seines Lebens hindurch hatte er treu am orthodoxen Glauben festgehalten. Jene Weihe, die ihm die Mutter einst gegeben, sie war sein heiligstes Besitztum; konnte er sie nicht mit den Ideen der Zeit in Einklang bringen, so mußten diese fallen, da sie gewagt, an ihr zu rütteln. Schon 1838 schrieb er in einem leidenschaftlichen Leitartikel über „Die Sünden der Radikalen“: „Wir finden Männer, die dem im Volke wohnenden religiösen Prinzip ihre Anerkennung versagen, finden Männer, welche der göttlichen Kraft, die unseren Alvordern wider ihren zehnfach stärkeren Feind glänzende Siege verlieh, ein freches Hohngelächter entgegensetzen und geradezu verlangen, daß der Unglaube obligatorisch in der Volksschule gelehrt werde“. „Religionswolken“ betitelte er am 14. Februar den ersten der vielen Artikel über die Berufung von Strauß, „deren Folgen nicht nur zerstörend auf das alte Gebäude der Kirche, sondern unstreitig auch verderblich auf das Wesen des

Staatess wirken wird.“ Und wie sehr der radikale Stürmer der Dreißigerjahre den einstigen Boden verlassen hatte, zeigt ferner seine Äußerung über den Erlaß der Zürcher Regierung vom 23. August 1839, der alle vom Glaubenskomitee inszenierten Gemeindeversammlungen verbot: „Wer die Mittel des faulen Radikalismus, wer sein Drängen, Übertreiben, Lügen, Verleumdungen, Schmeicheln, Drohen, Verantwortlichmachen, kurz sein ganzes höllisches Arsenal kennt, weiß gar wohl, auf welche Weise jene Ordonnanz die Billigung des ängstlichen, leicht erregten Teils der obersten Exekutivbehörde Zürichs empfing.“<sup>22</sup>

So war die Zeit über Reithard hinweggeschritten. Wie sehr er sich allzeit zu der alten freiheitlich-volkstümlichen, liberalen Gesinnung bekannte, zu jenem jugendfrohen Radikalismus, der der Regeneration vorangegangen war und sie begleitet hatte, mit dem „Pseudoradikalismus“, der nach seiner Ansicht gegen das Ende der Dreißigerjahre in Geltung stand, unterhielt er keine Gemeinschaft, und in seiner religiösen Anschauungsweise fühlte er sich vereinsamt. Infolgedessen begreift es sich leicht, daß er eine Stellung aufzugeben trachtete, die ihn oft genug zur Zielscheibe gehässiger Anrempelungen machte, und zu der er die inneren Beziehungen mehr und mehr verlor. Auch das Bibliothekariat befriedigte ihn ökonomisch und gemächlich immer weniger, so daß er schon im Juni 1839 von diesem Amte zurücktrat.<sup>23</sup> Da ethisch-philanthropische Fragen ihn stets interessierten und sein Drang, zu helfen und zu bessern, allzeit nach Betätigung verlangte, meldete er sich für die Stelle eines Direktors an der neuen Strafanstalt St. Jakob in St. Gallen, die, seit bald fünf Jahren im Bau, am 1. Juli 1839 eröffnet werden sollte. Das Anmeldebeschreiben, welches das Datum des 28. Januar trägt, ist ein vorzügliches Dokument für Reithards Gabe der Einfühlung in jede Lebenslage, für die reichen Eigenschaften seines Gemütes und seiner Phantasie.<sup>24</sup> Dieses zu einer eigentlichen Abhandlung ausgewachsene Schreiben enthält zunächst den Gedanken, daß seinen Autor die vielen trüben Erfahrungen, die frühe Nötigung, sich selbst durch die Welt zu schlagen, der angeborene Hang, über psychische Probleme nachzudenken, und das einläßliche Studium kriminalistischer Fragen ganz besonders zu einem solchen Amt qualifizieren. Dann verbreitet er sich eingehend über die im Menschen wohnenden und durch Vererbung und Milieu bedingten Veranlagungen und Ursachen zu Verbrechen. Ich hebe aus diesen Erörterungen den ganz modern anmutenden Satz heraus: „Eine Hauptquelle der Verbrechen finde ich in der allgemeinen Sinnlichkeit, die durch Verumständlungen eine so finstere Richtung erhalten und so stark werden kann, daß sie jeden vorangehenden guten Eindruck überwältigt, jede Betrachtung im Keime vernichtet; es ist dies unstreitig der nämliche Trieb, in welchem die Energie, der Stimulus zu schönen und großen Taten wohnt.“ Dann redet er über die verschiedenen Arten des Pönitenzsystems, die alle dem einen Zweck, der sittlichen Hebung der Sträflinge, dienen sollen. Die Bemerkungen, die Reithard weiterhin über die Heimatlosenfrage, die Arbeiten der

Verbrecher, die Geschäftsverwaltung der Anstalt, die Verpflichtungen des Direktors macht, zeugen ebensosehr von ernstem Nachdenken als von einer ungewöhnlichen Beherrschung des Stoffes.

Diesem Anmeldebeschreiben lagen warme Empfehlungen hervorragender Männer bei. Übereinstimmend sprechen Reithard sein Freund Bandlin, Bürgermeister Heß und Regierungsrat Zehnder in Zürich, sein alter Gönner Niederer in Genf, Schuldirektor Hopf, Regierungsrat Kohler und der Irrenarzt Beat Schnell in Bern die intellektuelle, seelische und empirische Eignung für dies Amt zu, die nötige Festigkeit des Willens, die Gewissenhaftigkeit in der Pflichterfüllung, die erforderliche Geschäfts- und Menschenkenntnis. Beat Schnell faßte sein Urteil in den Satz zusammen, „daß, wenn ein untadelhafter Wandel und eine durch keinen Schicksalssturm, durch keine menschliche Verfolgung erschütterte Humanität; wenn ein reicher Schatz von Erfahrungen, die treulich benutzt wurden; wenn eine durch mannigfaltige Lebensverhältnisse und entschiedene Gaben begünstigte Neigung, die Menschen und ihr Tun zu beobachten; wenn endlich eine unermüdliche Tätigkeit und ein bedeutender Grad wissenschaftlicher Bildung zu Ansprüchen auf eine solche Stelle berechtigen — nach meiner Ansicht Herr Reithard mit Recht in die erste Reihe der Bewerber gesetzt zu werden verdient.“ Auch Landammann Baumgartner in St. Gallen war Reithard gewogen. Trotzdem wurde er nicht gewählt; er selbst war später der Ansicht, daß „nur der Zufall“, der Baumgartner zur Zeit der Besetzung der Stelle als eidgenössischen Kommissär nach dem aufständischen Wallis schickte, seine „zuversichtlichen Hoffnungen“ vereitelt habe.<sup>25</sup>

## Der Schulinspektor.

(1840—1842: Mollis.)

Doch zeigte sich bald ein Ersatz. Die erlösende Anfrage kam aus dem Glarnerland, wo Reithard seit seinem dortigen Aufenthalt in guter Erinnerung stand. Sein alter Freund Landammann Dietrich Schindler munterte ihn brieflich auf, sich für die Stelle des evangelischen Kantonschulinspektors zu melden.

Dieses Amt verdankte seine Entstehung der politischen Reform, die unter Schindlers Ägide in der zweiten Hälfte der Dreißigerjahre das Land Sankt Fridolins von den veralteten aristokratischen Einrichtungen befreite. Nachdem die Landsgemeinde vom 2. Oktober 1836 die Vorschläge der Revisionskommission auf Rechtsgleichheit, d. h. auf Beseitigung der Vorrechte der Katholiken, grundsätzlich angenommen, die Trennung von Justiz und Verwaltung und die Öffentlichkeit des Staatshaushaltes beschlossen hatte, waren freilich noch nicht alle Schwierigkeiten besiegt, und es bedurfte der ganzen Energie Schindlers, den die Landsgemeinde vom 16. Juli 1837 zum Landammann erhob, bis der

Kanton sich des ungestörten Genusses seiner neuen, einheitlichen Verfassung erfreute. Vor allem bildete die jährlich begangene Feier der Näfelser Schlacht einen steten Zankapfel, indem die katholischen Geistlichen auf Grund einer bischöflichen Weisung sich weigerten, an ihr teilzunehmen, wenn, was seit 1836 jedes zweite Jahr geschah, ein Reformierter die Festpredigt halte. Diese Renitenz führte 1838 zur Entsetzung von drei Pfarrern; auch 1840, d. h. zu einer Zeit, da die Verfassung längst auf keinerlei Widerstand mehr stieß, konnte Schindler einem erneuten Konflikt nur dadurch begegnen, daß er gegen das Gesetz einen Teil der Fahrtfeier in die Kirche von Mollis verlegte, wo gleichzeitig eine Gedenktafel für die daselbst begrabenen Helden von Näfels eingeweiht wurde.<sup>26</sup> Reithard, der damals bereits drei Monate seines neuen Amtes waltete, dichtete für diesen protestantischen Akt der Feier das Weihelied, das die bezeichnende Strophe enthält:<sup>27</sup>

Und außs neu haltt aus der Gruft  
 Dumps herauf der Spruch der Ahnen:  
 Eintracht nur ist Lebenslust  
 Für der Freiheit Untertanen;  
 Eintracht aber kehrt allein,  
 Glaubts, im frommen Herzen ein.

Doch kehren wir zu den Gründen zurück, die Reithards Ernennung zum Schulinspektor veranlaßten. Das Schulwesen war, trotzdem seit 1822 ein evangelischer Schulrat existierte, der verschiedenes Gute wirkte, bis zur Mitte der Dreißigerjahre fast in jeder Hinsicht eine Angelegenheit der einzelnen Gemeinden und stand demgemäß auf einer sehr tiefen Stufe. Energische Förderung verdankte es dem Schulverein, der im Frühjahr 1832 durch den um die Volksbildung seines Kantons unermüdlich tätigen Pfarrer Jakob Heer von Matt ins Leben gerufen wurde. Und am 10. Mai 1835 nahm die evangelische Landsgemeinde, die sich früher nie prinzipiell mit der Schule befaßt hatte, einen Gesetzesentwurf an, der das gesamte Schulwesen unter die Aufsicht des Staates stellte und den evangelischen Schulrat mit der Prüfung der Lehramtskandidaten und der Kontrolle der Schulen beauftragte. Unter den umgestalteten organischen Gesetzen, welche die vereinigte Landsgemeinde vom 9. Juli 1837 genehmigte, befand sich zwar kein eigentliches Schulgesetz, obwohl Pfarrer Heer als Mitglied des Schulrates im Auftrag der Verfassungskommission ein solches ausgearbeitet hatte; die wesentlichen Bestimmungen desselben waren unter einem weniger exponierten Titel im Gesetz über die Organisation der Kommissionen untergebracht. Diese Bestimmungen dehnen auf Grund der neuen Verfassung das Gesetz von 1835 auch auf die wenigen katholischen Schulen des Kantons aus, und präzisieren und erweitern es in verschiedener Hinsicht. So verlangen sie zur Ergänzung des siebenköpfigen Kantonschulrates die Ernennung zweier Schulinspektoren, „von denen der einte der evangelischen, der andere der katholischen Konfession angehören muß“.<sup>28</sup>



REITHARD

Nach einem Daguerrotyp



Zum ersten evangelischen Kantonschulinspektor wurde zu Beginn des Jahres 1838 der verdiente Johann Georg Spielberg ernannt; nach dessen kurz darauf erfolgtem Tode blieb das Amt eine Zeitlang ohne Vertreter. Nachdem dann Pfarrer Christof Trümpi in Schwanden „die Annahme dieser Stelle abgelehnt“ hatte,<sup>29</sup> richtete der Kantonschulrat, an dessen Spitze Schindler stand, sein Augenmerk auf Reithard. Dieser meldete sich auf den Rat seines Freundes am 30. September 1839 für das Amt, indem er seine Eignung und innere Berufung mit folgenden Worten betonte: „Hier in Burgdorf befindet sich nun der Unterzeichnete seit mehr als fünf Jahren, in Verhältnissen, die viel Unangenehmes hätten, wenn das Gefühl, seinem eigentlichen und innersten Berufe, der Pädagogik, entfremdet zu sein, ihm nicht je länger je schmerzlicher würde. Je weniger irgend eine bedeutende literarische Erscheinung im Gebiete der Erziehung und Volksbildung unbeachtet an ihm vorüberging, je eifriger er sich fortwährend mit der Theorie des Schulwesens befaßte — wovon zahlreiche Abhandlungen in verschiedenen schweizerischen und deutschen Zeitschriften zeugen — je klarer und inniger er erkannte, daß die Volksfreiheit, die echte, einzig und allein die christliche Volksbildung zur Basis und Grundbedingung haben könne, desto herzlicher sehnte er sich nach einem Wirkungskreise, in dem es ihm vergönnt wäre, das, was in ihm liegt und lebt, praktisch anzuwenden und fruchtbar zu machen. Als der Unterzeichnete daher die . . Kunde erhielt, daß . . in Glarus die Stelle eines Kantonschulinspektors besetzt werden sollte, stieg, gehoben durch die alte Anhänglichkeit an ein Land, in welchem er so viel Freundliches genoß, sogleich der lebhafteste Wunsch in ihm auf, dieselbe möchte ihm übertragen werden. Mit allen Elementarfächern, das Singen ausgenommen, genau vertraut, mit dem Glarnervolke und seinen Kulturbedürfnissen bekannt, und gewohnt, mit Behörden zu verkehren, wäre dem Unterzeichneten durch diese Stelle, wie durch keine andere, Gelegenheit geboten, wahrhaft volkstümlich zu wirken und allgemein nützlich zu sein. Mit Freuden würde er den schwächeren Lehrern durch Fortbildungskurse nachhelfen, würde durch fleißige Visitationen und durch jedes geeignete Mittel zur Förderung des Volksschulwesens das Seinige beitragen und überhaupt alles tun, um ein Vertrauen zu rechtfertigen, dessen Wert er im gleichen hohen Maße zu schätzen wüßte, als er die Wichtigkeit der fraglichen Stelle kennt und die ernste Verantwortung, die mit ihr verbunden ist.“<sup>30</sup>

Im übrigen schilderte Reithard in diesem Anmeldebeschreiben, dem er die sämtlichen für die Direktorstelle der St. Galler Strafanstalt bestimmten Empfehlungen beilegte, seine Erlebnisse mit optimistischer Freiheit; so widmete er der Übersiedelung von Bern nach Burgdorf folgenden Passus: „Dagegen wurde er bald darauf an das obere Gymnasium in Bern berufen, auf welche Stelle er jedoch teils aus Gründen der Ökonomie, d. h. wegen zu niedriger Besoldung bei kostspieliger Lebensweise, teils wegen Anfeindung von Seite einflußreicher Kollegen, schon nach Jahresfrist verzichtete, um einem Rufe in

hiesige Stadt [Burgdorf] zu folgen, wo ihm das Bibliothekariat und bedeutende literarische Arbeiten übertragen wurden.“ Aus der kläglichen sechswöchigen Lehr-tätigkeit am Berner Gymnasium ist ein Jahr geworden. Die Gründe des Ver-zichtes auf die Stelle sind möglichst verschoben; auch wissen wir aus dem bereits Mitgeteilten, daß von einer „Berufung“ nach Burgdorf keine Rede war, daß er dort erst später Bibliothekar wurde und dieses Amt damals bereits wieder aufgegeben hatte. Daß er nicht wagte, von seiner Haupttätigkeit, der Redaktion des Volksfreundes, zu reden, geschah aus politischen Gründen, indem die Zu-gehörigkeit zur Partei der gehafteten Schnelle für ihn keine Empfehlung sein konnte, und geht zweifelsohne auf einen Wunsch Schindlers zurück, der ihm hinsichtlich seiner Anmeldung bestimmte „Hinke“ gegeben hatte.<sup>31</sup>

Pfarrer Jakob Heer, der als pädagogische Autorität des Kantons in dieser Angelegenheit eine gewichtige Stimme hatte, rühmte den vor der Berufung stehenden Reithard als „einen sehr talentvollen, vielseitig gebildeten und erfahrenen Schulmann“, der mit den glarnerischen Verhältnissen wohl vertraut sei. „Wohl kaum“, schließt dieser vom 5. Oktober 1839 datierte empfehlende Brief an Landammann Schindler, „wären wir im Falle, einen tüchtigeren Mann für diese Stelle ausfindig zu machen, um so mehr, da die kümmerliche Besoldung für tüchtige Leute eben nicht anlockend ist“.

Die Besoldung betrug fünfhundert Gulden und stand tatsächlich in keinem Verhältnis zu der Arbeit, die dem Inspektor übertragen war. Zu seinen Pflichten gehörten „nicht minder als 140 Schulbesuche pro Jahr, die Anwesenheit bei Schulprüfungen ungerechnet, und dabei eine Masse von Schreibereien, Bericht-erstattungen, Gutachten uff.“ Außerdem waren ihm als dem Präsidenten der Prüfungskommission die Leitung der Examina „aller Lehramtskandidaten und Abiturienten beider Konfessionen“ überbunden. Nichtsdestoweniger faßte der Rat, der es nicht verwinden konnte, daß ein Landesfremder das Amt be-kleiden sollte, den böotischen Beschluß, die Instruktionen für den Schulinspektor mit folgendem Zusatz zu versehen: „Der künftige Schulinspektor darf sich während seiner Amtsdauer nie ohne bestimmte Erlaubnis der ihm vorgesetzten Behörde auf längere Zeit außer Landes begeben und ebensowenig sich mit solchen Neben-beschäftigungen befassen, die ihn von der Erfüllung der ihm obliegenden Amtspflichten abhalten.“ Einerseits zahlte der Kanton dem Schulinspektor eine Bettelbesoldung, anderseits aber legte er mit Nachdruck Beschlagnahme auf dessen ganze Kraft und Tätigkeit!

In seinem unpraktischen Idealismus ließ Reithard bei den ersten Unter-handlungen die finanzielle Frage völlig außer acht, und als er, der für eine fünfköpfige Familie zu sorgen hatte, sich nachträglich selbst sagen mußte, daß mit fünfhundert Gulden „kaum ein einzelner Mann, wenn er nur auch einigermaßen seinem Stande gemäß leben will, sein Auskommen finde“, sah er sich zu einer Nebenbeschäftigung gezwungen; da ihm der Journalist stets im Blute steckte,



entschloß er sich kurzerhand, dem ihm mehrfach gemachten Antrag zur Mitarbeit am „Alpenboten“, dessen Erscheinen auf den Beginn des Jahres 1840 geplant war, zu entsprechen. Noch von Burgdorf aus rechtfertigte er in einem vom 29. Dezember 1839 datierten Briefe an den ihm seit früher befreundeten Landrat Kubli, den Redakteur der Glarnerzeitung, sein Vorhaben folgendermaßen: „Ich verhehlte mir keineswegs die Schwierigkeiten, denen ich mich durch diesen Schritt in amtlicher Stellung aussetzte; allein außer dem angegebenen [finanziellen] Grunde nötigten mich noch andere, nicht minder gewichtige Gründe zur Annahme der publizistischen Stellung. Sie werden mir zutrauen, daß alle diese Motive ehrenhaft sind und ich alles rund von mir gewiesen hätte, was ich nicht vor meinem eigenen Gewissen hätte rechtfertigen können, ein Umstand, der bei den Männern, mit denen ich es hier zunächst zu tun hatte, freilich nicht zu besorgen stand.“

Auch diese Angelegenheit ist lediglich im Zusammenhang mit der historischen Entwicklung des Kantons Glarus völlig zu verstehen. In den zwei Jahren, die auf die neue Verfassung folgten, hatte sich nämlich mancherlei geändert. Landammann Schindler, dem es stets vor allem um den Frieden zu tun war, ließ sich, wie z. B. die Seite 16 erwähnte Anordnung für die Fahrtfeier des Jahres 1840 beweist, mehr und mehr zu Konzessionen gegenüber den Katholiken herbei, so daß viele seiner liberalen Freunde, vorab die Stürmer und Dränger unter ihnen, die nicht alle ihre Hoffnungen erfüllt sahen, an ihm irre zu werden begannen. Schon auf die Landsgemeinde vom 2. Juni 1839 reichte er deshalb seine Entlassung ein, da „meine Amtsverwaltung jener Unterstützung und jenes Vertrauens ermangelt, mit deren Hilfe allein ich etwas Gutes zu fördern imstande gewesen wäre“<sup>32</sup>; doch ließ er sich zur Freude des Landvolkes bewegen, nochmals an die Spitze des Staatswesens zu treten. Aber seine Stellungnahme zu den Zürcher Septemberereignissen brachte neue Zerwürfnisse. Von Haus aus religiös veranlagt und dem orthodoxen Glauben zugetan, erklärte er sich mit der ihm eigenen Offenheit gegen die Berufung von Strauß und trat, so wenig er den blutigen Verlauf der Ereignisse billigte, entschieden auf die Seite der neuen Zürcher Regierung; diese erhielt in der von Schindler präsiidierten Rats- und Landratsitzung vom 11. und 12. September die sofortige offizielle Anerkennung des Standes Glarus. Damit war der Bruch zwischen dem regierenden Landammann und der liberalen Partei, die ihn zwei Jahre vorher an den Stab berufen hatte, besiegelt, und Schindler wurde immer häufiger das Objekt versteckter und offener Angriffe, welche die dem Fortschritt à tout prix huldigende Glarnerzeitung gegen Andersdenkende richtete, indem sie ihnen das Brandmal der reaktionären Gesinnung aufdrückte.

Die Glarnerzeitung war aber das einzige Presseorgan des Kantons, und für die Regierung mußte es äußerst peinlich sein, daß jene sich mehr und mehr zum Sprachrohr der Opposition ausbildete. Der Wunsch Schindlers, es möchte

eine zweite, die Interessen der Regierungspartei währende Zeitung gegründet werden, läßt sich daher ohne weiteres begreifen. Reithard selbst sagt zwar in dem eben erwähnten Schreiben an Landrat Kubli: „Der Alpenbote wäre, das versichere ich sie, auch entstanden, wenn ich nicht nach dem Kanton Glarus käme; ich bin durchaus nicht die veranlassende Ursache“, aber Schindler war jedenfalls froh, für das Amt des Schulinspektors einen Mann gefunden zu haben, der zum Publizisten wie wenige geboren war. Auch kannte der Landammann von früher her Reithards religiöse Überzeugung, und die Ausführungen im Volksfreund konnten ihn belehren, daß Reithards Ansichten über den Septemberputsch mit den seinigen sich deckten.

Wenn auf der einen Seite fraglos ist, daß die Behörden des Kantons durch die Berufung Reithards einen hervorragenden Fachmann an die Spitze ihres reorganisierten Schulwesens zu stellen glaubten, so springt andererseits der politische Zweck dieser Wahl sofort in die Augen: Die Regierung wollte die gewandte Feder des erfahrenen Zeitungsschreibers in ihren Dienst stellen. Damit beging sie einen großen Fehler und verschuldete, daß Reithard im Kanton Glarus nie zu einer ihn völlig befriedigenden Tätigkeit gelangte. Zudem stand die begeistert schulfreundliche Stimmung der Landsgemeinden von 1835 und 1837 damals bereits im Zeichen des Decrescendo; man hatte die Hoffnungen zu hoch gespannt und war daher von den Resultaten, die man überdies zu rasch erwartete, enttäuscht. Da der Staat den Gemeinden vor allem die Pflichten für die Schule vermehrt hatte, ihnen aber keine erheblichen Unterstützungen gewährte,<sup>33</sup> waren viele derselben auf den Kantonschulrat nicht sonderlich gut zu sprechen und anerkannten seine Kompetenz nur widerwillig und zögernd; aber je weniger es anging, ihm offen entgegenzutreten, um so mißtrauischer verhielten sie sich naturgemäß seinem Bevollmächtigten, dem landesfremden Schulinspektor gegenüber, der nach ihrer Meinung den Kanton viel Geld kostete.

Auch die Lehrerschaft war mit der Neuordnung der Dinge nur teilweise einverstanden. Selbstverständlich hatte sie gegen die Hebung des Schulwesens und eine Erhöhung ihrer Besoldung nichts einzuwenden; im übrigen aber empfanden die Lehrer das Wirken des Kantonschulrates bisweilen als lästige Einmischung in ihre Hoheitsrechte. Ihr Selbstbewußtsein lehnte sich gegen die Existenz eines Inspektors auf, der ihnen von staatswegen als Autorität auf den Hals geschickt wurde. Ihre Kritik war somit a priori herausgefordert, und die Kunde, der Inspektor werde zugleich den reaktionären Alpenboten redigieren, machte die Spannung von vorneherein perfekt.

So trat Reithard sein Amt unter recht ungünstigen Auspizien an. Auch befand er sich damals physisch und psychisch keineswegs in einem Zustande, der rosigten Zukunftshoffnungen Raum gönnte. Er war nicht einmal fähig, persönlich von Carl Schnell Abschied zu nehmen; am 10. Januar, dem Tage seiner Abreise von Burgdorf, versicherte er ihn in einem Brief voll Jammer und

Herzeleid seiner „unwandelbaren“ Verehrung und Liebe. „Es ist vorzüglich die Erinnerung an das mir von Ihnen gewordene freundschaftliche Wohlwollen, welche mir die bitteren, bitteren Stunden versüßt. . . . Was ich in den letzten Tagen innerlich litt, ist unaussprechlich, und ich trage ein fast gebrochenes Herz mit mir fort“. In Zürich mußte Reithard mehrere Tage das Bett hüten. Erst am 19. Januar war er in Mollis, wohin ihm seine Schwester mit ihren Kindern in einigen Wochen folgte.

Die Wahl des Ortes hatte wohl der Umstand bestimmt, daß Landammann Schindler, als Präsident des Kantonschulrates sein unmittelbarer Vorgesetzter, daselbst wohnte, in der Nähe des der Familie seiner Gattin gehörigen Haltli, eines prächtigen, das Dorf patrizisch dominierenden Herrschaftssitzes. Reithards Heim, der „Weinberg“, lag nur wenig vom Haltli entfernt, ebenfalls am Fuß der Hänge, die zum Neuentamm emporführen; die Lage auch dieses Hauses gewährt einen freien Blick über das Näfelscher Schlachtfeld und das zur Linken vom Fronalpstock, zur Rechten von Wiggis und Glärnisch flankierte Großtal hinauf.

Wie ernstlich es Reithard darum zu tun war, sein Amt zum Segen des Landes zu verwalten, zeigt sein Brief vom 21. Januar 1840, in dem er den Schulrat von seiner Ankunft im Kanton Glarus benachrichtigt. Er will seine „Berrichtungen“ beginnen „im Vertrauen auf Gott, im Bewußtsein des besten und reinsten Willens, und in der innigsten Überzeugung, daß es ihm weder an Ihrer wohlwollenden Unterstützung, noch an Ihrer freundlichen Nachsicht fehlen werde“. Er wünscht keine feierliche Einführung in sein Amt, sondern „einen stillen, anspruchlosen Antritt seiner Wirksamkeit“. Er möchte sich bei den Lehrern „persönlich einführen“, ihr Vertrauen und somit „einen heilsamen Einfluß“ auf sie gewinnen. Sein Bestreben geht dahin, sich mit den Lehrern „zu befreunden“, mit ihnen „in jenes vertrauliche Verhältnis zu treten, das den Inspektor — der Autorität unbeschadet — als einen freundlichen Kollegen und Ratgeber erscheinen läßt“.

Aber die Schwierigkeiten waren, wie wir bereits angedeutet, sehr groß, weit größer, als Reithard in seinem Optimismus geahnt. Die älteren Lehrer hatten ihre „bewährten“ Methoden und zeigten sich von dem Dreinreden und der Kontrolle des Inspektors keineswegs erbaut. Welche Gefühle sie dem neuen Vorgesetzten vielfach entgegenbrachten, wird am deutlichsten durch die folgende Geschichte dokumentiert: Als Reithard einst in die Schule eines abgelegenen Dörfchens zur Visitation erschien, nahm der Lehrer vom Eintritt des Inspektors nicht die geringste Notiz; er unterbrach den Unterricht nicht, grüßte nicht und behielt seine Zipfelmütze auf dem Kopf. Erst nach Beendigung der Lektionen, als der letzte Schüler außer Sicht war, machte er dem Inspektor seine Reverenz mit der entschuldigenden Bemerkung: „Die Kinder brauchen nicht zu wissen, daß jemand höher steht als ich.“<sup>34</sup> — Waren somit bei vielen älteren Schulmeistern

die Selbstherrlichkeit und die Unfehlbarkeit Tradition, so brachten sie manche der jüngeren aus dem Seminar von Kreuzlingen oder Küssnacht mit. Sie hatten die Ideen der Neuzeit in sich aufgenommen und glaubten, mit Verachtung auf einen Mann herabsehen zu dürfen, der den nach ihrer Ansicht abgetanen orthodoxen Glauben vertrat und den Typus „der gutmütigen . . . pädagogischen Willkür der Pestalozzijünger“ repräsentierte.<sup>34</sup> Denn zum Privileg der Halbgebildeten und der jugendlichen Heißsporne gehörte stets die prinzipielle Verneinung metaphysischer Fragen; nur wenn die Religion abgelehnt wird, kann die aufgeklärte Weisheit im rechten Lichte strahlen. Und wie es scheint, betrachteten namentlich die Schüler Thomas Scherr's die neue Verordnung des Gesetzes, daß fürder kein nicht geprüfter Lehrer mehr eine Anstellung im Kanton finden konnte, gewissermaßen als einen unbefugten Protest gegen die systematische Schulung, die sie ihrem vergötterten Meister dankten, und sie konnten es nicht verwinden, daß ein Pestalozzianer als Präsident der Prüfungskommission die Lehramtskandidaten zu examinieren und über ihr Wissen und ihre pädagogische Befähigung das letzte Wort zu sprechen hatte. Und je weniger ihre Ansichten in die Tiefe gingen, um so radikaler geberdeten sie sich. Was bei Scherr selbst das Resultat der Überzeugung war, das verwandelte sich bei seinen Anhängern häufig in ein äußerliches Ideal, dem sie blind und ohne Überlegung folgten; es gehörte nachgerade zum guten Ton, den „rückständigen“ Schulinspektor vor der Öffentlichkeit, sei's im Verkehr, sei's in der Zeitung, herunterzumachen.

So ging es recht lange, bis sich Reithard's Beziehungen zum kantonalen Schullehrerverein leidlich gestalteten. Dieser Verein war 1826 im Interesse der Hebung des Schulwesens oder, wie die ersten Statuten sagen, „zur Ehre, zur Bildung und zum Nutzen des Lehrerstandes“ gegründet worden; er besaß unter andern eine eigene Witwen- und Waisenkasse. Zu einer Zeit, da der Schulrat kaum dem Namen nach existierte, war die selbständige, ergänzende Tätigkeit des Vereins etwas Notwendiges, und da er Mühe hatte, sich in die Tatsache der neuen Schulverfassung zu finden, die für ihn die Beseitigung seiner autonomen Rechte bedeutete, begreift sich die Animosität leicht, die von vorneherein bei seinen Mitgliedern gegen den Inspektor bestand. Der Verein zerfiel in drei Bezirksvereine; sowohl diese als der Gesamtverein hielten regelmäßig ihre Sitzungen ab, und es gehörte zu den Pflichten des Inspektors, sie zu besuchen. An der Hauptversammlung im Frühjahr 1840 wurde sein Erscheinen „kaum mit einem frostigen Gruß“ quittiert, und an der Tagung vom 10. Oktober deutete Lehrer Pfyster von Mollis in einem besonderen Botum unverblümt darauf hin, der Schulinspektor habe im Schoße dieses „freien“ Vereins nichts zu suchen, wenn er sich nicht als Mitglied wolle aufnehmen lassen. Die Behörde, deren Intervention Reithard in seinem Schreiben vom 14. Oktober anrief, legte sich ins Mittel und zog den Antragsteller zur Rechenenschaft.

Reithard hatte nämlich nach dem Besuch der Frühjahrsversammlung des Lehrervereins dem Schulrat einen eingehenden Bericht erstattet, in dem er mit ebenso scharfer Kritik als klarer Einsicht die Gründe für das wenig erfolgreiche Wirken des Vereins nachzuweisen suchte. Er schloß seine langen Ausführungen mit folgendem Resonnement: „[Der Lehrerverein] zerplittert sich zu sehr; seine Traktanden stehen weder mit der Zeit, welche für die Verhandlungen vergönnt ist, noch mit den Bedürfnissen und dem durchschnittlichen Bildungsstande der Mitglieder in einem richtigen Verhältnisse. Überdies fehlt ein durchgehender Plan; es mangeln feste Zielpunkte, und das meiste ist dem Zufall überlassen, welcher bei solchen Vereinen immer verderblich statt fördernd waltet. Ich meine dies inbezug auf die Verhandlungen und Besprechungen über Lehrgegenstände; sonst aber sind egoistische Absichten auch diesem Vereine nicht fremd, und Ehrgeiz und Überschätzung spielen darin eine sehr bedeutende Rolle. Ich habe gefunden, daß die große Mehrheit der Vereinsglieder gegenüber drei bis vier Wortführern sich in großer Unterwürfigkeit bewegt, habe mich überzeugt, daß diese drei bis vier bemüht sind, dem Verein in sittlich-religiöser und politischer Beziehung eine Richtung zu geben und eine Farbe, welche sonst nur der leichte Rationalismus und der schwadronierende Radikalismus auf seiner Flagge trägt. Sollten die Bemühungen dieser Meneurs gelingen, so wären die ursprünglichen Zwecke des Vereins auf immer verloren, und derselbe würde zu einer reichen Quelle pädagogischen Unheils.“ Auf Grund dieses Urteils empfiehlt Reithard dem Schulrat, über die Tätigkeit des Vereins eine genaue Kontrolle zu üben, d. h. zum Beispiel die Protokolle und die schriftlichen Arbeiten der Lehrer zu prüfen, wozu letztere vor allem „Rechenschaft über die Methoden abzulegen hätten, nach denen sie die verschiedenen obligatorischen Schulfächer behandeln“.

Es liegt auf der Hand, daß diese von Schulinspektor und Schulrat inszenierte „Reorganisation des Konferenzwesens“ den jungen Lehrern wie eine neue, unbefugte Bevormundung vorkam. Sie verfolgten mit Freude und Genugtuung die Mißstimmung, die im Kanton Zürich seit Scherrs brutaler Entsetzung als Seminardirektor zwischen ihren dortigen Kollegen und der Behörde herrschte, und schwuren auf Scherrs Organ, den Pädagogischen Beobachter, der den Kampf gegen die Schulreaktion mit klingenden Waffen führte. Einer ihrer Stimmführer, Lehrer Kläsi in Niederurnen, mußte sich nach Winterthur zu Scherr begeben, „um bei seinem Herrn und Meister Instruktionen zu holen“. Und nach Reithards Vermutung sollte auf Grund dieser Instruktionen der Versammlung vom 10. Oktober der Antrag gestellt werden, „der bekannten Majorität der Zürcher Schulsynode um ihrer würdigen und mutvollen (!) Haltung willen eine Dankadresse von Seite der glarnerischen Lehrerschaft zukommen zu lassen, wodurch dann natürlich zugleich die Hauptfrage des Tages in einem dem Willen des Kantonschulrates feindseligen Sinn entschieden gewesen wäre“.<sup>35</sup> Diese Hauptfrage bestand darin, ob man dem Schulrat die Protokolle ausliefern sollte oder

nicht. Sie wurde, da der geplante Antrag nicht fiel, nach längerer Debatte genehmigt, und das schon mitgeteilte Votum Lehrer Pfysters fand keinerlei Anklang; damit war dem Schulrat das Recht der Beaufsichtigung des Lehrervereins für ein- und allemal zugestanden. Reithard ließ es sich in der Folge nach Kräften angelegen sein, das Wirken des Lehrervereins durch passende und zeitgemäße Reorganisationsvorschläge stets erprießlicher zu gestalten. So enthält sein vom 28. September 1840 datiertes Schreiben ebenso praktische als auf genauer Sachkenntnis beruhende Weisungen für die Zentralisation und zweckentsprechende Aufnung der Bibliothek des Vereins, und auf Ende des nämlichen Jahres reichte er der Behörde ein vierzig Paragraphen umfassendes „Projekt zur Umgestaltung des Kantonal-Schullehrervereins“ ein. Dieses Aktenstück vermag uns ganz besonders zu zeigen, wie gut Reithard sich in seinen neuen Wirkungskreis eingelebt hatte, wie genau er die geistigen Bedürfnisse seiner Glarner Lehrer kannte. Es ist ihm heiliger Ernst, diese weiterzubilden; so regelte er in seinen Satzungen die schriftlichen und mündlichen Arbeiten, zu denen sie verpflichtet waren, ferner die Benutzung der Bibliothek und des Lesezirkels aufs genaueste. Eine der Bestimmungen verlangt zum Beispiel, „daß jedesmal wenigstens einer der Anwesenden, den der Präsident bezeichnet, den Hauptinhalt eines von ihm aus der Lehrerbibliothek bezogenen Buches vor seinen Kollegen resümiere und dadurch den Beweis erbringe, daß er es wirklich mit Aufmerksamkeit gelesen habe“. Man mag solche Kontrollverfügungen rigoros finden, man mag einwenden, der Lehrer sei kein Kind, das bestimmte Penzen auf einen bestimmten Termin zu absolvieren habe; dieses von Reithard mit Benutzung der älteren Statuten zusammengestellte Regulativ ist trotzdem ein wohlgedachtes und praktisches Opus. Als den einheitlichen Grundgedanken, auf den es sich aufbaut, können wir das Bestreben bezeichnen, der Zerfahrenheit und Verflachung, die das Konferenzwesen mit sich zu bringen drohte, zu steuern, und den Verein so zu gestalten, daß er den Lehrern auf ihrem ureigensten, dem pädagogischen Gebiet Förderung zu bringen vermöchte.

Aber diese sahen in ihrer Mehrzahl in dem Inspektor stets ihren Unterdrücker und schufen sich gern eine Gelegenheit, ihn bloßzustellen. So erschienen im Pädagogischen Beobachter des Jahres 1841 unter dem Titel „Wie Herr Schulinspektor Reithard im Kanton Glarus die Schulamtskandidaten in der Geographie prüft“ die offenbar ziemlich wörtlich wiedergegebenen Fragen, die Reithard an einem solchen Examen gestellt hatte.<sup>36</sup> Der Einsender wollte die Methode des Examinators lächerlich machen; aber die mitgeteilte Prüfung zeigt höchstens, daß Reithard der Ansicht war, der Lehrer müsse in der heimatischen Geographie über praktische Kenntnisse verfügen und die Landkarte im Kopf haben. Daß Reithard keine physikalischen Begründungen verlangte und sich nicht auf didaktische Finessen einließ, scheint mir ein Vorzug dieser einfach-planmäßigen Fragen zu sein. In einem Schreiben an den Schulrat beschwerte er

sich über diesen Ausfall in dem Organ Scherr's, der „sein Wirken auf alle Weise zu verkümmern“ suche, berichtigte die Angaben dieses boshaften Machwerkes, dessen Lektüre ihn mit Ekel und Abscheu erfüllt habe, und betonte, daß er nie in einer Prüfung auf solche Minutiositäten Gewicht lege: „Die Privatprüfungen waren bisher mehr Colloquia als strenge Examina; es stand dem Examinanden frei, ebenfalls zu fragen“. Schließlich verlangt er eine Abänderung der Examenordnung; er will in Zukunft nie mehr ohne Zeugen prüfen, es müsse stets „ein Mitglied des Schulrates und, handelt es sich um eine bestimmte Schulstelle, ein Mitglied des betreffenden Stillstandes gegenwärtig sein“. Übrigens stellte der Schulrat Reithard in der Beilage zu dem von ihm verfaßten „Amtsbericht“ im Sommer 1841 das Zeugnis aus, er habe als Präsident der Prüfungskommission seine schwierigen und äußerst zeitraubenden Pflichten „untadelhaft“ erfüllt: „Er leitete die Examina mit Sorgfalt und Umsicht und erstattete auch immer den Hauptbericht über den Gang und die Ergebnisse derselben und zwar sehr einläßlich“.

Betrachten wir im folgenden die Art, wie Reithard seinen Pflichten als Schulinspektor nachkam. In seinem ersten größeren Bericht gibt er der Behörde über sein Auftreten in den Schulen Auskunft. „Vor allem“, lesen wir hier, „besaß ich mich, Lehrern und Schülern gleich beim Eintritt alle Befangenheit dadurch zu benehmen, daß ich mich jeder pedantischen Paränese enthielt und mich der Schule ohne Umstände einverleibte. Der Schulinspektor hat ja die letztere aufzufassen und darzustellen, wie sie ist, und das vermöchte er nicht, wenn durch seine Schuld der freie Ausdruck ihres Wesens verkümmert würde. Zunächst nahm ich den Stundenplan zur Hand oder ließ mir, falls ein solcher sich nicht vorfand, vom Lehrer über die Einteilung der Fächer und die für sie bestimmte Zeit Bericht erstatten; sodann ließ ich Fach für Fach vorführen — so lange, daß an jedes Kind die Reihe wenigstens einmal kam. In Fällen, wo ich Dressur oder Vorbereitung wahrnahm, bestimmte ich den Lehrstoff und die Abschnitte selbst, richtete wohl auch von mir aus Fragen an die Schüler und diktierte ihnen sogar zuweilen. Das alles geschah aber so einfach und natürlich, daß es dem Lehrer nicht wehtuend sein und ihn nicht deprimieren konnte. Dabei bewegte ich mich rasch in der Schule herum und gab mir Mühe, jedes Symptom zu beachten, welches mein Urteil sowohl über den Lehrer als die Schüler ergänzen und ins Klare setzen konnte.“ Reithards letztes Schreiben an den Schulrat ergänzt diese Ausführungen folgendermaßen: „Meine Inspektionen . . . waren nicht nur ein flüchtiges Hineingucken in die Schulstube, sondern ein genaues, unparteiisches Prüfen. Nie war ich nur untätiger Zuschauer, sondern führte bei den Prüfungen durchweg die Oberleitung, prüfte selbst, wo ich es zur Ausmittlung der Wahrheit für nötig fand, und fragte, soviel dies, ohne Störungen zu verursachen, geschehen konnte, die Kinder in specie und sub rosa selbst ab, sah ihre schriftlichen Arbeiten aufs genaueste

selbst durch und besorgte nicht selten die Korrektur. Nach der Inspektion hielt ich den Kindern in der Regel vor, was mir besonders mißfallen hatte, ermunterte zu tüchtiger Zeitbenutzung in jeder Beziehung, lobte wohl auch, aber mit Maß, was zu loben war, und suchte des Lehrers Kredit in den Kindern zu steigern. Dem letzteren machte ich meine Ausstellungen unter vier Augen oder im Beisein des Ortsgeistlichen. Einigemal schrieb ich auch, was sich mündlich nicht wohl sagen ließ.“

Die Bilder, die er von den einzelnen Elementar-, Repetier- und Sekundarschulen in seinen Berichten entwarf, zeichnen sich nicht nur durch Gründlichkeit aus, sie verraten den scharfen, impulsiven Beobachter, der mit intuitivem Blick sofort die wesentlichen Vorzüge und Mängel herausfühlt. Jedes Dorf, jede Persönlichkeit erhält seine charakteristische Schilderung, nirgends liegt ein pedantisches, bürokratisches Schema zugrunde, überall atmet die Darstellung natürliche Frische. Ob er das Wirken der Lehrer in der Schulstube oder seine Stellung in der Öffentlichkeit zeichnet, ob er sich über ihre Eigenmächtigkeit und Unbotmäßigkeit beschwert, ob er über die Unbeholfenheit und Schüchternheit eines Anfängers oder über die Nachlässigkeit eines wenig pflichttreuen Lehrers, dessen „Schulmeisterei“ die Ironie auf alles Neue sei, oder über die vorbildlichen Leistungen eines geborenen Pädagogen referiert, ob er beim Schulrat für die Besoldungserhöhungen einzelner Lehrer plädiert oder sich für die Teilung einer allzu großen Schule verwendet, ob er seine Unterhandlungen mit den verschiedenen Pfarrherren und Stillständen mitteilt und sich darüber beklagt, daß gewisse Gemeindegulpflegen mit Übergehung des Inspektors direkt an den Schulrat gelangen, ob er diesem rät, in seinen Verordnungen nicht weiter zu gehen, als er die Mittel besitze, ob er seine Bereitwilligkeit erklärt, gemeinsam mit Ratsherr Moser, dem katholischen Inspektor, auch die diesem unterstellten Schulen zu besuchen, ob er die Unzukömmlichkeit gewisser Schullokalen oder die Verlegenheitseinrichtung beleuchtet, daß zwei Lehrer gleichzeitig im nämlichen Zimmer unterrichten, ob er sich über den Plan eines neuen Schulhauses und die Zwistigkeiten, die eine solche Angelegenheit vielerorts im Gefolge hatte, verbreitet, ob er sich über die Brauchbarkeit der Lehrmittel oder die Einführung eines neuen ausläßt, ob er für die Massenanschaffung und das Einbinden von Schulbüchern zweckmäßige Vorschläge macht, ob er die Prügelwut einzelner Lehrer tadelt oder von der Abschaffung des Schandwinkels und anderer „Überreste aus der pädagogischen Feudalzeit“ spricht, ob er die Disziplin und das Betragen der Dorfjugend außerhalb der Schule erörtert, ob er über die Notwendigkeit, allervorten den regelmäßigen Schulbesuch strikte durchzuführen, oder über die Verwendung der Bußgelder Anträge stellt, ob er seine mit peinlicher Gewissenhaftigkeit geführten Abszents Tabellen mit ausführlichen, erklärenden Bemerkungen versieht — überall spricht mit dem erfahrenen, im ganzen wie im einzelnen nach klugen und klaren Gesichtspunkten urteilenden Schulmann zugleich der



gewandte, kurzweilige Schriftsteller, der nie um die passende Formulierung verlegen ist. Manche Partien sind stimmungsvoll gehalten und verraten den Dichter, dessen Urteil auch von der ihn auf seinen Gängen umgebenden Natur oder von aktuell-unbewußten Affektmomenten mitbestimmt wird. Zur Seltenheit regt sich zwischen den Zeilen etwas wie Humor; so fügt er dem Tadel über die schlechten Leistungen des Pädagogen zu Hazingen, der sich neben der Schule mehr mit Zeitungslesen als mit der eigenen Fortbildung abgibt und sich „im sozialen Leben etwas zu flott mache“, die Worte bei: „Auch das Äußere des Lehrers hatte eine Veränderung erlitten, er trug einen Schnurrbart oder wenigstens den guten Willen eines solchen, und seine ganze äußere Erscheinung hatte jenen modischen Anstrich, welcher überall für einen Lehrer nicht paßt, besonders aber bei den einfachen Leuten des Großtales, welche nach solchen Vorgängen nicht glauben wollen, daß eine Besoldung mit 25 Louisdor noch immer gering sei, gerechten Anstoß findet“.

Ich kann mir nicht versagen, aus einem Abschnitt, den Reithard dem Deutschunterricht widmet, noch einiges mitzuteilen. Es handelt sich hier um das moderne Postulat, in jeder Hinsicht auf das Anschauungsvermögen der Kinder Rücksicht zu nehmen. „Betrachten wir flüchtig den Sprachunterricht, wie er an manchen Orten, und zwar selbst nach den Forderungen bekannter Pädagogen, erteilt wird, so müssen wir es ungereimt finden, daß die Kinder mit ihrer tiefen Innerlichkeit sich außer sich selber stellen und ihren eigenen Geist und seine feinsten und geheimnisvollsten Entwicklungsmomente und Tätigkeiten zum Objekt ihrer betrachtenden Weisheit machen sollen! Das aber verlangt die neueste Art, Sprache in den Volksschulen zu lehren. Da werden die Kinder mit der ihnen durchaus unbegreiflichen Deduktion von Form und Begriff abgemüdet, zwei Dingen, über welche gerade jetzt die Gelehrten sich streiten, und hunderterlei Schubfächer werden ihnen ausgezogen, in die sie ihre lebendige Seele zerstückelt hineinlegen sollen — alles mit der Zumutung, daß, wenn sie ein Ausdehnungsverhältnis oder eine Richtung oder eine Beiordnung oder eine Unterordnung und dergleichen ausdrücken wollen, sie jedesmal die betreffende Vorschrift hervorzuziehen und nach Vorschrift zu verfahren haben. Man betrachte die Schüler selbst der geschickteren Lehrer, welche Sprachdenklehre betreiben, nur ein halbes Jahr nach dem Austritt aus der Schule. Nicht nur ist der ganze gelehrte Kram vergessen, sondern Schüler, die unter einem mittelmäßigen Lehrer praktisch geübt wurden, werden sie im mündlichen und schriftlichen Ausdruck weit übertreffen. Wir dürfen uns durch einzelne glänzende Ergebnisse in der Schule selbst durchaus nicht täuschen lassen. Die größere oder geringere Brauchbarkeit der Schüler, wenn sie einmal in Wirksamkeit gesetzt werden, muß über den Grad der Zweckmäßigkeit des empfangenen Unterrichtes entscheiden . . .“

So oft Reithard die Religion in Gefahr sah, verstand er keinen Spaß. So zeichnete er mit dem Stifte der sittlichen Entrüstung das Porträt eines

Lehrers von Netstal, der die Zweckmäßigkeit der Prügelstrafe spöttelnd aus der Bibel bewies, und der die Bilder von Strauß, Neuhaus und anderer „religiöser und politischer Parteimacher“ an den Wänden paradieren ließ, bis ein befreundeter Schulvorsteher — nicht etwa der Herr Pfarrer — ihn auf das Unziemliche seines Tuns aufmerksam machte. Der Religionsunterricht ist Reithard besonders ans Herz gewachsen. Bei der Besprechung von dessen wenig innerlicher Behandlung gerät er gelegentlich in heftige Erregung. Es ist, als müsse er sich persönlich für sein heiligstes Besitztum wehren; er wird nicht müde, in einer Zeit, die alles über Bord werfen möchte, vom Lehrer einen gläubigen Sinn zu fordern. „Die innere Verleugnung der Wahrheit bei der complimentösen äußeren Anerkennung derselben ist das Widrigste und Häßlichste, was es geben kann. Dies Procedere, bei welchem Bombast, lähmende Übertreibung, Umgehung der einfachen, reinen Gefühle und Anschauungen vorkommt, macht die Kinder unwahr und treibt sie an, mit dem Glauben zu spielen, wie die schwindelköpfige politische Gegenwart mit den Taten einer großen Vergangenheit spielt.“ Er hofft, die Vorsehung möge es fügen, daß die Lehrer die große Kunst verstehen lernen, zu reden, wie die Kinder reden, und zu denken, wie ein Christ und Weiser denkt, dem der Zweck der Erziehung klar ist.

Die beiden zuletzt wiedergegebenen Ausführungen sind den allgemeinen Vorbemerkungen des vom September 1842 stammenden, letzten Berichtes entnommen, den Reithard seiner Behörde über die Elementar- und Repetierschulen des Kantons ein sandte. Auf die Abfassung dieser Berichte verwendete er stets die größte Sorgfalt; sie wuchsen ihm unter der Hand zu druckfertigen Abhandlungen aus. Auch der Schulrat anerkannte die Vorzüge dieser Referate; sein vom Sommer 1841 datirtes Gutachten über das Inspektorat erwähnt sie mit Auszeichnung und ausdrücklichem Dank: „Diese Berichte scheint Herr Reithard mit Vorliebe ausgearbeitet zu haben; sie sind ihm daher besonders gelungen. Die Darstellung darin ist geistreich, klar und lebendig; sie legen ein günstiges Zeugnis dafür ab, daß er mit Aufmerksamkeit und als Sachkundiger sich in unsern Schulen umgesehen hat, und boten der Behörde Stoff zu mannigfachen Bemerkungen an die Ortsschulbehörden, namentlich zu Händen der Lehrer.“ Vollständig erhalten hat sich lediglich der zitierte letzte Bericht Reithards; er umfaßt 135 ziemlich eng beschriebene Seiten, obgleich Reithard versichert, er habe sich, um nicht früher Gesagtes wiederholen zu müssen, möglichst Kürze beflissen. Namentlich sind die erwähnten Vorbemerkungen geeignet, von den weiten Gesichtspunkten, die Reithard bei der Durchführung seiner Aufgabe leiteten, Zeugnis abzulegen. Das Einzelne fügt sich ihm ungesucht in einen allgemeinen Zusammenhang. Nie verliert er sich in ephemere Erörterungen; stets geht er auf das Wesentliche, auf das, was nottut zur Hebung des Schulwesens, zur Bildung der Jugend und des Volkes. Und wenn die mitgetheilten Betrachtungen über den Religionsunterricht von hohem Ernst und einem be-

sonders eindringlichen Pathos durchzogen sind, so müssen wir daran denken, daß Reithard in diesem Berichte das letzte Mal zu seiner Behörde spricht. Er sagt selbst: „Es sind Abschiedsworte. Vielleicht könnten sie nützen, wenn sie in schonender Form den Lehrern dieses Kantons mitgeteilt würden. Es wäre nicht das erste Mal, daß der Scheidende ein geneigteres Ohr fände als der Bleibende.“ Mit Anfang Oktober 1842 war seine Wirksamkeit als Schulinspektor zu Ende, und er siedelte bald darauf nach Zürich über.

Die Gründe, die Reithard veranlaßten, dem Landrat nach Ablauf der dreijährigen Amtsperiode sein Entlassungsgesuch einzureichen, sind sachlicher und persönlicher Art. Von der allzu kleinen Besoldung war bereits die Rede; im letzten Schreiben an den Schulrat (11. Oktober 1842) sagt er: „Auch konnte mir nie zu Sinn kommen, daß man für eine solche Besoldung meine ganze Tätigkeit verlange. Dennoch vernahm ich, wie gegen mich das unbilligste Gerücht in Umlauf gesetzt wurde, wie man mein Wirken verkleinerte und den Verlauf meiner Einnahmen in der Meinung des Volks vergrößerte; ich mußte inne werden, wie man die Taten und Fahrten patriotischer Verhörer und Schulinspektoren in den siebenten Himmel erhob und es nicht müde wurde, dem Volk und den Behörden die Steigerung ihrer Besoldungen zu empfehlen, während der Schulinspektor überall mit Achselzucken genannt und das für ihn ausgelegte Stimmchen eine Verschwendung genannt wurde.“ Einen Teil seiner fünfhundert Gulden mußte Reithard zudem auf seine Inspektionsreisen verwenden; auch sonst brachte sein Amt eine Reihe kleinerer Ausgaben mit sich, die ihm der Schulrat, wie es scheint, nicht vergütete. — Im Anfang seiner Wirksamkeit wurde Reithard Hoffnung gemacht, er werde auch die kantonale Verhörerstelle und damit eine weitere Einnahmequelle erhalten; allein die Sache zerfiel, zunächst wohl darum, weil ihr bisheriger Inhaber, der radikale Jurist Ludwig Christ, „flennend sein Entlassungsbegehren zurücknahm“.<sup>37</sup>

Häufig kehren in den Schreiben Reithards an seine Behörde die bald ziemlich offen ausgesprochenen, bald mehr interlinearen Hinweise darauf wieder, daß sein Wirken „an nicht wenigen Orten“ darum unfruchtbar und hoffnungslos bleiben müsse, weil sein Rücken zu wenig gesichert sei, weil der Schulrat selbst einigen Gemeinden und Lehrern gegenüber in Wirklichkeit bei weitem nicht die Befugnis besitze, die ihm von Gesetzes wegen zukam. So klagt er in seinem letzten Schulbericht: „Mit Schulinspektionen, die nicht durch eine maßgebende Kompetenz Gewicht erhalten, mit Zusprüchen, denen Parteileidenchaft und Starrsinn, Überschätzung und leichtfertige Verkennung entgegengesetzt wird, mit Notizen aus den Inspektionsberichten, welche den Lehrern zuweilen — aus Rücksichten — nicht einmal mitgeteilt werden, mit Mahnungen von Geistlichen, welche als „Pfaffen“ verschrien sind, mit Einreden von Lokalschulbehörden, welchen man Unkenntnis oder Mißbrauch der Amtsgewalt vorwirft, dem man sich patriotisch entgegenstemmen müßte, mit all diesen Dingen ist den Hauptmängeln nicht ab-

geholfen, und die fortlaufenden Berichte und Abszendentabellen können einzig dazu dienen, die Trost- und Hoffnungslosigkeit der Zustände in manchen Schulen und die Perspektive einer schlimmen Zukunft in ein frisches Licht zu setzen, ohne der Hoffnung einigen Raum zu lassen.“

Man kann es daher leicht begreifen, daß Reithard schließlich müde war, „noch ferner für den Schein einer Autorität und Wirksamkeit zu kämpfen, die durch hunderterlei Hemm- und Ärgernisse paralytisch sind“. Trotzdem ist er der Ansicht, der Schulrat dürfe sich durch den Umstand, „daß die Mehrheit der Lehrer die Autorität, ja selbst das ratende Einwirken der obersten Schulbehörde rauh von der Hand weist“, nicht entmutigen lassen; er rät ihr kein „resigniertes, passives Zuwarten“ an; ihre Aufgabe sei, allzeit „mit Entschiedenheit gegen übermäßige Präntion in die Schranken zu treten.“

Unter solchen Umständen blieben die Beziehungen Reithards zu den meisten Lehrern verkümmert und gespannt, trotzdem diese nach und nach seine Sachkenntnis und seine geistige Überlegenheit anerkennen mußten, trotzdem der Inspektor, wie aus seinen Berichten hervorgeht, ihnen allzeit mit aufrichtigem Wohlwollen entgegentrat, „in seine Ratschläge nie etwas Imperatorisches, Gewalttätiges“ mischte und sich stets alle Mühe gab, ein ersprießliches Zusammenwirken zustande zu bringen. Auch die Behörde maß die Hauptschuld an diesen unerquicklichen Reibereien nicht dem Inspektor, sondern „dem störrischen Sinn und dem Eigendünkel“ einzelner Lehrer zu. Reithard selbst warf in dem schon erwähnten Schreiben vom 11. Oktober 1842 einen letzten, die Sachlage grell beleuchtenden Rückblick auf diese Hemmungen: „Zwar gelang es mir, manches Vorurteil zu überwinden und in manchem Lehrer eine freundlichere Stimmung, ein momentanes Vertrauen zu erzeugen; aber eine im Dunkeln wirkende Kamarrilla machte, begünstigt von dem unzuverlässigen Geiste des Fluktuantismus und der Faktion, bei vielen die bestgemeinten Bemühungen zunichte, und nur wenige hatten Charakter genug, den Nicodemus-schleier wegzureißen und sich offen zu mir zu stellen. . . . Über das äußere Benehmen der Lehrer hatt' ich immer weniger Ursache, mich zu beklagen; augenscheinlich waren alle von dem Wahn zurückgekommen, der früher von den heimlichen Agitatoren hervorgerufen und genährt worden war, daß mir die für meine Stelle nötige sachliche Befähigung abgehe; darum spielten die wühlenden Klublisten das Motiv der Abneigung zuletzt ausschließlich aufs Feld der Politik und der Moral in dem Sinn hinüber, daß sie mich der sittlich-religiösen Heuchelei beschuldigten und so mit dem Mehltau der schändlichsten Verleumdung vorweg das keimende Vertrauen zu vernichten strebten, was ihnen mancherorts nur zu wohl gelang. So konnten mich natürlich einzelne Erfolge für den Mangel des Haupterfolges nicht entschädigen, und ich mußte mich in einer Stellung immer unbehaglicher fühlen, die mir in gemüthlicher und auch in ökonomischer Beziehung fast lauter Kämpfe und Bitterkeiten bot.“

Mag diese Schilderung etwas zu phantastisch sein, wahr ist, daß mit dem Erscheinen Reithards im Kanton Glarus die Anfeindungen gegen ihn begannen. Aber sie richteten sich weniger gegen den Schulinspektor als gegen den Redakteur des antiradikalen „Alpenboten“. Bald hieß es, der Berner Volksfreund werde nach Glarus verlegt, und die Glarnerzeitung gab der Befürchtung Ausdruck, der Alpenbote könnte sich unter dem Aushängeschild der Freisinnigkeit zum Knappen eines neuzürcherischen Pfaffen- und Herrentums entwickeln. Wohl nannte sich dieser in neutraler Bescheidenheit „Eine Zeitung fürs Schweizervolk, herausgegeben von mehreren freiheitsliebenden Eidgenossen“, wohl hatte er in seiner Probenummer verkündet, er sei „kein Freund der Polemik“ und wolle nie persönlich werden; in kurzer Zeit aber befand er sich mitten im Handgemenge, und sein Leiter sah sich gezwungen, sich seiner „persönlichen“ Haut zu wehren. Er tat in einem durch mehrere Nummern sich hinziehenden Essay „Der wahre und der falsche Radikalismus“ seine Grundsätze kund; denn es mußte ihm daran liegen, daß die Vorwürfe des Apostatentums, des innerlich unmotivierten Gesinnungswechsels, die die Glarnerzeitung angedeutet, nicht aufkommen konnten. Gleichwohl ging die Heze los. Der Winterthurer Landbote, das Organ der Partei Scherr's, regte sich über die zustimmende Schilderung auf, die der Alpenbote nachträglich den Septemberereignissen gewidmet hatte, und benutzte mit Vergnügen die Gelegenheit, den früheren radikalen Reithard dem jetzigen gemäßigten gegenüberzustellen: „Von Reithar, dem verrühmten Sängler der Revolution von Babel und jetzigen wohlbestallten Redaktor des Alpenboten, heißt es, er habe eben seine Leier wieder ergriffen, um auch die Revolution von Zürich auf ebenso würdige und geistreiche Art zu besingen. Das Bedürfnis gewisser Glarnernotabilitäten nach einem Moniteur für ihre Zwecke hat den großen Dichter von neuem begeistert. Ein Mann wie unser Reithar, der schon in seinen Reisebildern aus Rhätien (Schweizerischer Merkur 1832) seine alte Ansicht neu bestätigt fand, „das Gewissen sei eine Elektrifiziermaschine“, der weiß, was er in solchen Fällen zu tun hat, und nun rudert er heute mit demselben Gewissen gegen Mitternacht, mit welchem er einst gegen Morgen steuerte. Wenn der Blitz glücklicherweise ein getroffenes Gebäude nicht entzündet, so schreibt der Bauersmann dies einem zweiten, kalten Schlage zu. Damit nun der Blitzstrahl des Alpenboten im Zürcherland nicht zu viel Unheil anrichte, werden wir mitunter einen kalten Schlag aus dem Schweizerischen Merkur einfallen lassen“. In der Antwort, die Reithard auf diesen Ausfall gab, nannte er den Alpenboten ein durchaus freisinniges Blatt, das zur Aufklärung des Volkes und zur Wahrung seiner heiligsten Interessen redlich beitragen wolle, und das Kulturbestrebungen vertrete, die mit seinem Amt als Schulinspektor in engster Beziehung stünden. Im fernern betonte er wie früher im Volksfreund, daß nicht seine Grundsätze, wohl aber seine Ansichten über Personen, über Wahl und Anwendung der Mittel sich geändert hätten. Zum Schluß spricht er von seiner allzeit gleichen

Verehrung für Landammann Schindler als einem der edelsten und freisinnigsten Eidgenossen: „Unser Verhältnis wird ein offenes, reines, freier Männer würdiges bleiben. Mein Wahlspruch ist wie der seinige: besonnener Fortschritt und Kampf gegen den Despotismus beider Extreme.“<sup>38</sup>

Der Hader wurde durch folgende Angelegenheit ganz besonders akut. Der Winterthurer Landbote vom 5. März schloß einen erneuten heftigen Angriff auf Reithard mit der in Parenthese gesetzten Bemerkung: „Der aus dem Glarnerland selbst eingesandte Gruß an den Schind(!)erboten kann für einmal nicht berücksichtigt werden“. Dieses in Versen abgefaßte Elaborat, das aber nie veröffentlicht wurde, schrieb Reithard einem der ihm unterstellten Lehrer zu; er fügte dem Verdacht die Worte bei: „Seinen Namen werden wir nennen, falls es notwendig werden sollte“. Nun fielen die Glarner Pädagogen mit einer Reihe von Erklärungen voller Entrüstung über den „Burgdorfer Schwäzer“ her, der einem der ihrigen eine Verunglimpfung des allverehrten Landammann Schindler zutraue; auch die Zürcher Lehrer wurden gegen den Alpenboten mobil gemacht. Das Schlimmste war, daß Reithard, der den ebenfalls dichterisch und journalistisch tätigen Lehrer F. J. Bähler in Schwanden für den Autor des Schindlerbotengrusses hielt, schließlich doch keinen Namen zu nennen vermochte oder wagte.

Mit diesem etwas kläglichen Rückzug hatte sich der Schulinspektor eine Wunde geschlagen, die nicht mehr heilte. Wohl brachte er im Alpenboten eine „Abermalige Erklärung“,<sup>39</sup> worin er sich dagegen verwahrte, daß Stellen aus den Werken seiner radikalen Zeit gegen ihn ausgepielt wurden, worin er mit mannhafter Offenheit über die Entstehung seines Bähler Epos und sein Verhältnis zum Volksfreund Auskunft gab, und worin er die Verdienste Scherrs anerkannte und mit folgenden Worten auf die Reinheit seiner eigenen Gesinnung hinwies: „Das ehrliche Publikum mag entscheiden zwischen mir und meinen verkappten Gegnern, zwischen meinem und ihrem Streben. Mein Leben war stets der Wohlfahrt anderer geweiht; nie suchte ich für mich etwas und opferte für gute Zwecke, wo und was ich opfern konnte. Im Kreis einer Familie, die ich zur meinigen angenommen habe, und welche mit Zärtlichkeit an mir hängt, im Vertrauen meiner Freunde, in meinem Berufe und bei meinem Bewußtsein kann ich ruhig erwarten, was die gehässige Verfolgung persönlicher Leidenschaft und raffinierter Bosheit gegen mich herausklauben wird“. Aber mit den Lehrern hatte es Reithard verschüttet, ihre Animosität blieb trotz einiger Komplimente, die ihnen der Alpenbote nachträglich machte, bestehen.

Auch ein weniger lebhaftes Temperament, ein weniger empfindliches Gemüt hätte unter solchen Umständen gelitten; für den infolge seiner Erfahrungen zum Mißtrauen geneigten Reithard war diese stete Opposition eine Qual, die er nur schwer ertrug. Sie lähmte ihm gleich zu Beginn seiner Wirksamkeit die Arbeitsfreude und schuf ihm starke seelische Depressionen, so daß er sich kaum zu den ersten Schulbesuchen aufzuraffen vermochte. Vom Schulrat

damals an seine Pflichten gemahnt, antwortete er am 29. Juni 1840 mit folgender Entschuldigung: „Hochzuverehrende Herren, versetzen Sie sich einen Augenblick an meine Stelle, fühlen Sie einen Augenblick mit mir das Gewicht der schändlichen Mißhandlungen, die ich von einem Teile derjenigen erdulden mußte, die meiner Aufsicht unterstellt sind, und von denen ich Liebe statt Haß, Vertrauen statt Argwohn, anständiges Benehmen statt Lästern und Verleumdung erwarten sollte! Selten ist ein Beamteter, der zur Förderung der Kulturinteressen berufen wurde, so hüßlich verunglimpft und besudelt worden wie ich. Und von wem? Von Lehrern, deren Schulen ich visitieren sollte! Ich war im tiefsten Gemüte verletzt und fühlte in der That behufs der Schulbesuche nicht die nötige Ruhe in mir. Ich mußte ja gewärtigen, von einigen Subjekten, die sich Lehrer nennen, vor offener Schule beschimpft zu werden, und ich hielt eine Zeitlang dafür, daß meine hiesige Stellung unhaltbar und meine Resignation unvermeidlich sei. Genug, ich litt schwer und mußte alles selbst durchkämpfen. Viel hing davon ab, daß ich bei meinen Schulbesuchen auf die besseren Lehrer einen günstigen Eindruck machte. Konnte ich das in meiner damals so düsteren Stimmung? Ich war wie gelähmt; überall fühlte ich unter meinen Füßen den Boden wanken: ich mußte warten, bis ich mich in und außer mir zurecht gefunden hatte“. — Die Worte, die wir in Reithards Abschieds schreiben vom 30. September 1842 über diese Verhältnisse lesen, haben einen rührendpersönlichen Einschlag: „Indem ich aus Ihrem verehrten Kreise trete, fühl' ich mich im Innersten verpflichtet, Ihnen für die Liebe und Nachsicht zu danken, die mir in demselben zuteil ward. Manches Widerwärtige, das mich traf und meinen Mut und meine Tatkraft lähmte, all der Schwall von Verdächtigungen, Verleumdungen, Besudelungen, der unablässig auf mich losstürmte, fand in Ihnen einen Widerhalt, der mich zwar nicht schützen konnte, aber doch tröstete. Und wenn ich zuweilen in meinen Amtsverrichtungen unterließ, was hätte geschehen sollen, so waren Sie billig genug, jene Umstände, jene schweren Erfahrungen, die mir ein ruhiges, heiteres und ununterbrochenes Wirken unmöglich machten, in Betrachtung zu ziehen.“

Bei der außergewöhnlichen Fähigkeit, auf Erlebnisse zu reagieren, ist nicht zu verwundern, daß die Mißstimmungen und Beschwerden, die das Amt Reithard brachte, sich bisweilen in langwierige und ernstliche Krankheiten umsetzten, „deren eine mich an den Rand des Grabes brachte“. Dazu kommt, daß auch der Plan seiner Wiederverheiratung ins Wasser fiel; er konnte sich nicht entschließen, seine geliebte Minna heimzuführen. Der Brief an Freund Wandlin vom 30. März 1840 teilt Näheres hierüber mit: „Das mag Dich interessieren, daß Jgfr. Minna Schindler, des langen Wartens überdrüssig, sich letzte Woche mit Herrn Pfarrer Trümpli in Schwanden, einem ausgezeichneten jungen Mann, versprochen hat. Vorher kam es zwischen mir und Landammann Schindler zu Erklärungen, die von meiner Seite dahin lauteten, daß ich meine Schwester

und deren Kinder nicht verlassen werde und der Minna gratuliere, wenn sie eine gute Partie treffen könne. Ich gab diese Erklärung mit jenem Ernst, der in Prüfungsstunden mich immer das Rechte treffen und wählen ließ, und jetzt bin ich ruhig in meinem Innern: ich fühle, daß es dahin kommen mußte.“<sup>40</sup> Ich wies schon früher darauf hin, daß Reithard nicht die Kraft besaß, sich von seinem Mutterkomplex zu befreien, und die zitierte Briefstelle beweist deutlich, daß die der Mutter wesensverwandte Schwester völlig in deren Rechte getreten war.

Schon im Mai 1841 trug sich Reithard ernstlich mit Rücktrittsgedanken; sie hätten sich wohl in die Tat verwandelt, wenn die Kanzleistelle in St. Gallen oder die Reallehrerstelle im rheintalischen Altstätten, auf die er durch die Vermittlung Landammann Baumgartners aspirierte, ihm übertragen worden wäre. Diese Absichten erhalten ihre Erklärung auch dadurch, daß Landammann Schindler, der schon an der Landsgemeinde vom 17. Mai 1840 sein Amt niedergelegt hatte, im Frühjahr 1841 sich gänzlich von der Regierung zurückzog und bald nachher das Präsidium des Schulrates quittierte, um im April 1842 nach Zürich überzusiedeln. Somit war der Mann, der Reithard ganz besonders wohlwollte, aus dem Kreise seiner Vorgesetzten geschieden. Doch seine Befürchtung, die Radikalen möchten sich nun in den Schulrat eindringen, bewahrheitete sich nicht; er verstand sich auch mit dem neuen Präsidenten, dem Ratsherrn Peter Jenny von Schwanden, sehr gut.

Als Reithard den Kanton Glarus verließ, konnte er mit gerechtem Selbstgefühl auf seine Schulberichte und „anderweitigen schriftlichen Arbeiten“ hinweisen; diese sind in der Tat ein vollgültiges Zeugnis, daß er in seinem Amte nicht feierte. Und noch einen Ruhmesstitel verdient er als Inspektor. Trotz der erschwerenden Umstände hat er seine Pflicht stets ohne Ansehen der Person und der Richtung der zu Prüfenden oder zu Beurteilenden getan; auch auf die Gefahr hin, sich unendlichen Verdruß zuzuziehen“, bemühte er sich, dem Schulrat „ein treues Bild der Schulen und der Lehrer zu geben“. Er ist daher überzeugt, daß, „wenn die in meinen Rapporten gegebenen Winke benutzt werden wollten, Wesentliches zur Verbesserung des Schulwesens beigetragen würde.“ Und in dem Schreiben vom 30. September 1842 lesen wir: „Ebenso werden mir selbst jene Lehrer, die sich darin gefielen, ihren Schulinspektor mit persönlichen Beleidigungen zu empfangen und mit Haß zu verfolgen, gestehen müssen, daß ich die Inspektionen mit Unparteilichkeit . . . leitete und Bemerkungen und Ausstellungen, die ich machen mußte, mit Vorsicht und Schonung machte. Sie werden mir das Zeugnis geben, daß ich riet und half, wo ich nur raten und helfen konnte, und daß keiner von mir ging, der sich über Mißbrauch meiner Stellung, über Anmaßung oder über Indifferenz hätte beklagen können.“ — So durfte Reithard über den Fußtritt, den ihm die Glarnerzeitung zum Abschied gab, mit gutem Gewissen zur Tagesordnung schreiten.<sup>41</sup> Sie brachte nämlich die



lakonische Bemerkung: „Herr Schulinspektor Reithard hat nun das Glarnerland verlassen. Ob es im freundigen Bewußtsein, im hiesigen Kanton segensreich gewirkt zu haben, geschehen sei oder nicht, das lasse ich dahingestellt; der guten Früchte sind mir wenig bekannt.“

Überblicken wir Reithards Wirksamkeit als Schulinspektor, so drängen sich uns ungefucht zwei Gesichtspunkte auf. Fürs erste wurde ihm die Redaktion des Alpenboten zum Verhängnis. Da man im Kanton Glarus wohl seine politische Vergangenheit, nicht aber die inneren Wandlungen kannte, die er durchgemacht, mußte seine nunmehrige antiradikale Gesinnung zum mindesten auffallen, und es wäre alles andere eher am Plage gewesen, als sie öffentlich zu dokumentieren und sich in eine derart exponierte Stellung einzulassen. Ferner lag ein Widerspruch darin, daß einerseits der Schulrat den Lehrern verbot, „auf den wirren und schmutzigen Markt der Tagespolitik“<sup>42</sup> herauszutreten und Reithard in seinem bereits erwähnten Regulativ für den Lehrerverein in den Versammlungen desselben „alles Politisieren im engeren Sinne“ aufs strengste und bei Androhung der Ausweisung untersagte, daß andererseits der Schulinspektor selbst sich einer politischen Journalistik widmete, die oft nichts weniger als friedlich und harmlos genannt werden konnte.

Daneben aber bekommt man das Gefühl, der Kanton Glarus sei damals für ein Schulinspektorat noch nicht völlig reif gewesen. Das neue Schulgesetz war der Bevölkerung nicht von heute auf morgen in Fleisch und Blut übergegangen; sie lebte in Gedanken noch zu sehr in der früheren „kaiserlosen“ Zeit und fand sich nur mit Mühe in die völlig veränderte Lage der Dinge. Die Neuordnung des Schulwesens nahm ein etwas schnelles Tempo. So konnte ein Schulinspektor, auch wenn er besser als Reithard besoldet und vollkommen in den Stand gesetzt gewesen wäre, ausschließlich seinem Amte zu leben, dem Lande damals „sehr wenig reellen Nutzen gewähren“. Es ist zwar durchaus möglich, daß ein unpolitisches Inspektorat sich dauernd hätte halten können; da aber die Regierung in der Person seines ersten Vertreters zu viel vereinigen wollte, legte sie selbst den Todeskeim in das junge Amt. So mußte es nach Reithards Rücktritt ins Grab sinken; erst mehrere Dezennien später waren die Verhältnisse derart fortgeschritten, daß sie die Wiedereinführung und den stetigen Bestand des einköpfigen Schulinspektorates gestatteten.

\*     \*     \*

Es ist ein neues Zeugnis für Reithards außerordentliche Arbeitskraft, daß er neben seinen Amtspflichten und neben der Redaktion des auf jeden Sonntag erscheinenden Alpenboten, dem er abgesehen von den politischen Leitartikeln Aufsätze über kulturelle und soziale Fragen, Besprechungen interessanter Neuheiten des Büchermarktes, Gedichte und Rätsel spendete, auch anderweitig eine

rege literarische Tätigkeit entfalten konnte.<sup>43</sup> Auf das Jahr 1841 ließ er wieder einen Republikanerkalender erscheinen, und zwar in Glarus und als Konkurrenten des Winterthurer Republikanerkalenders, den er seit 1836 besorgt hatte, und der diesmal „von Mehreren“ herausgegeben werden mußte. Der Lesestoff, den Reithard dem Publikum in seinem Kalender vorsetzte, weist nur zwei Beiträge in gebundener Form auf („Neujahrslied“ und „Der Republikaner an seine Leser“); im übrigen besteht er aus einer Reihe von Lehren, Schnurren, Anekdoten und Sagen, zwei forciert moralisierenden „Schattenrissen“, der widerlichen Geschichte einer Giftmischerin, und drei Briefen eines jungen Schützen vom Zürichsee, der am Solothurner Freischießen sein Heil versuchte, an seine Liebste. Das letzte Stück enthält gute Motive, es ist schade, daß Reithard sie nicht verinnerlichte und mit größerer Sorgfalt durchführte: Ein gesunder Bursche vom Land, der das Herz auf dem rechten Fleck hat, erweist dem Vater des von ihm hoffnungslos geliebten Mädchens, der ebenfalls am Fest teilnimmt, einen derartigen Dienst, daß dieser seine Einwilligung zur Vermählung gibt. Diese Briefe sind demnach aus den nämlichen Reimen entstanden, die sich in Gottfried Kellers „Fähnlein der sieben Aufrechten“ zur Nationalnovelle par excellence und in Jakob Freys „Abendglocke“ zu einer anmutigen, poesiedurchtränkten Sängerepikerzählung entfalteteten. Reithards Glarner Republikanerkalender fand den Beifall Gotthelfs; er verfaßte für den Berner Volksfreund eine Besprechung, in der er das Opus auf Kosten seines eigenen Bernerkalenders „in die erste Reihe der zweckmäßigen Volksbücher“ stellte und dem „sinnigen, gemüthlichen“ Reithard ein Kränzchen wand. Aber Langlois refüsierte diese Rezension. „Ich weiß nicht“, schrieb Bizius am 3. Dezember 1840 seinem Freunde nach Mollis, „ob er dadurch seinem Bundesgenossen Studer zu schaden fürchtet. Kurz, ich mußte den Artikel zurücknehmen.“<sup>44</sup>

Zwei Jahre später — Ende 1842 — veröffentlichte der von seinem Amt abtretende Schulinspektor einen „Kalender für die Jugend und ihre Freunde“. Er enthält mehrere Gedichte und drei Erzählungen Reithards. Die „Abenteuer des armen Kasperli“ ist die umfangreichste und, da ihre Grundlage nicht aus Reithards Phantasie stammt, zugleich die beste; sie berichtet von dem Schicksale eines jener zahlreichen Glarnerkinder, die anno 1799 infolge der Arbeitslosigkeit und Verarmung der Bevölkerung der Mildtätigkeit der benachbarten Städte und Kantone übergeben werden mußten. „Die Auferstehung unter der Erde“ behandelt eine schreckhafte Episode des Bergsturzes von Goldau, und „Der Großvater und sein Enkel“ gehört zu jenen gutgemeinten Zweckgeschichten, wie sie Reithard liebte; eine Hinweisung auf Gotthelfs „Sonntag des Großvaters“, mit dem sie den Grundgedanken gemein hat, zeigt, wie sehr ihr das eigentlich Dichterische abgeht. Auch Wandlin und andere Freunde gaben ihre Spenden in diesen Jugendkalender; aber einen bleibenden Wert hat er nur dadurch erhalten, daß Bizius ihm seine Erzählung „Hans Berner und seine Söhne“ zur Verfügung stellte. Er selbst

war mit der Novelle nicht zufrieden. „Die Ausarbeitung fehlt“, schrieb er an Reithard, „das Ganze ist nicht gehalten genug. Der zweite Teil fehlt, dazu war nicht Raum mehr, und ich hatte keine Zeit.“ Aber trotzdem in der Erzählung auf das eigentliche Problem nur hingedeutet wird, bleibt die prächtige Gestalt des wackeren Metzgermeisters jedem Leser unvergeßlich, und wir trauen ihm ohne weiteres die erfolgreiche Durchführung der Kur zu, die er mit seinen mißratenen Söhnen beginnen will, so sehr wir daneben bedauern, daß Gotthelf den angekündigten zweiten Teil nicht geschrieben hat.<sup>45</sup>

Auch abgesehen von diesen zwei Kalendern war Reithard stets voller Pläne: Vigiuz erfucht er im Sommer 1840 um Beiträge zu einem Nationalkalender und zu einer lustigen Streitschrift gegen die Radikalen, die demnächst in Angriff genommen würden, Bandlin schreibt er von einer Jugendzeitung, die „trotz den wuchernden Geschäften immer mehr Wurzel gewinnt“, seiner Behörde empfiehlt er sich als Verfasser eines Lesebuchs. Dieses will er gemeinsam mit Bandlin herausgeben; der Plan ist bereits gemacht und aufgeschrieben. „Auf das Lesebuch“, meint er, „wollen wir größere Acht verwenden. Dasselbe wird mit ganz andern Augen [als eine Schrift Bandlins, von der vorher die Rede war] angesehen werden; denn es tritt mit der Präntension des Höchsten auf, und wir wollen unseren Feinden keine Haken und Häßelchen geben. „Darum werde ich Dir vorweg mein Manuskript zusenden und erwarte dafür auch das Deine. Wir wollen uns gegenseitig unbarmherzig hernehmen, damit wir bei unserem Auftreten keine Barmherzigkeit brauchen. Ich freue mich besonders auf die „Sagen und Märchen“, die ich tüchtig auszuarbeiten gedenke; bloß muß ich mit Zuversicht wissen, daß wir nicht ins Blaue d. h. ohne Verleger arbeiten“. Diese „Zuversicht“ kam nicht; darum blieb das Lesebuch in den Anfängen stecken. Es ging ihm wie der „Geschichte von Burgdorf“, zu deren Bearbeitung Reithard aus der dortigen Stadtbibliothek verschiedene Manuskripte und Bücher nach Mollis mitgenommen hatte. Da die neue Umgebung begreiflicherweise die alten Interessen verdrängte und diesen Plan allmählich in Vergessenheit geraten ließ, wurde in den Sitzungen des Burgdorfer Burgerrates, der Reithard seinerzeit die Benutzung der genannten Materialien erlaubt hatte und sich für sie verantwortlich fühlte, der Delinquent sehr ungnädig beurteilt, bis die mehrfach reklamierten Dokumente wieder im Besitz ihres Eigentümers sich befanden.<sup>46</sup>

Aus dem erwähnten Briefe an Bandlin geht außerdem hervor, daß Reithard in die Bundeszeitung schrieb und mit der Redaktion des Stuttgarter Morgenblattes in Verbindung trat. Poetische Beiträge lieferte er seit 1841 in Lewalds „Europa“; so enthält das „lyrische Album“ dieser Zeitschrift die Ballade „Der Geisterkampf“, die, vielfach abgeändert, in den „Gedichten“ unter dem Titel „Die Traubenvächter bei Erlenbach“ erscheint, und im Jahrgang 1843 die Ballade „Eines Kaisers Begräbnis“, welche die schmähliche Über-

führung der Leiche Heinrichs IV. auf eine Maasinsel zum Gegenstand hat und den Mönch verherrlicht, der dem Gebannten auch im Tod treu blieb.

Die Hauptpublikation aus der Glarnerzeit betraf die „Gedichte“. Schon von Burgdorf aus hatte Reithard — am 12. November 1839 — Hermann Nägeli, dem Sohne Hans Georgs, mitgeteilt, seine Gedichte seien „geordnet und forrigiert“, es fehle ihnen nur noch der Verleger, und ihn gebeten, Schnyder von Wartensee in Frankfurt zu veranlassen, einen solchen zu suchen.<sup>47</sup> Aber weder den Gedichten noch dem Erzählungsband, den er ihnen folgen lassen wollte, ward zunächst ein Unterkommen zuteil, und am 30. März 1840 schreibt er scherzend an Bandlin: „Zimmer steckt mir die Herausgabe meiner Gedichte im Kopf. Ich bin da gerade der Zürcherin gleich, die zwölf Jahre in einem fort schwanger war, Wiege, Windeln und Käppchen bereitete und nie niederkommen konnte“. Erst Ende 1841 gelang es ihm, mit Verzicht auf ein Honorar, in der St. Galler Firma Huber & Cie. einen buchhändlerischen Paten für seinen Gedichtband zu finden; Landammann Baumgartner spielte zwischen ihr und Reithard häufig den Vermittler. Die „Gedichte“ erschienen im Sommer 1842 und fanden in der Presse eine sehr gute Aufnahme; nur der Erzähler, der ebenfalls bei Huber & Cie. gedruckt wurde, äußerte sich wenig befriedigt, was Reithard zu der Bemerkung veranlaßte: „Wer könnte an den Wahnsinn glauben, daß ein Buchhändler . . . sein eigenes Verlagswerk aushunzen läßt! Und doch ist es so. Mich nimmt nur wunder, wer die Giftmischerei gemacht habe“. Um so mehr konnte sich Reithard an der Anzeige erfreuen, die Baumgartner selbst in seine Schweizerzeitung schrieb, an den Lobsprüchen, die ihm der Margauer Schweizerbote spendete, und vor allem an der eingehenden Besprechung, die ihm Freund Bandlin im Pfeil des Tellen widmete. „Strenge Korrektheit“, lesen wir hier, „Schönheit der Form und des Reimes bei Fülle und Gedrängtheit der Gedanken, ein durch und durch gesunder Witz, eine reiche und tiefe Phantasie und dabei noch jene religiöse Weihe, jener fromme, kernige Ernst, ohne welche man wohl ein gewandter, aber nie ein seelenvoller Dichter werden kann, dies sind einige Vorzüge, welche die Reithardschen Poesien auszeichnen“. Aber auch Journale, die Reithard neutral gegenüberstanden, wie der Schaffhauser „Vorläufer“ und die Leipziger „Blätter für literarische Unterhaltung“, hielten mit ihrer Anerkennung nicht zurück, und Ludwig Uhland soll, wie uns Gotthelf überliefert, sich geäußert haben, seit er diese Poesien kenne, wisse er, daß die Schweiz einen Dichter habe.<sup>48</sup>

In der Tat sah es damals auf dem Gebiete der Dichtkunst in unserem Vaterland ziemlich dürftig aus. Es war, als hätten die wilden politischen Gärungen alle jene Säfte aufgesogen, die imstande gewesen wären, die Kunst zu befruchten. Asters Lieder gehörten einer vergangenen Zeit an, Fröhlichs Harfe war verstummt, sein 1840 erschienenenes Epos „Ulrich Zwingli“ entsprach nur teilweise den Erwartungen, die man an den berühmten Dichter der Fabeln

stellte, Wackernagel ließ seit 1835 nur selten etwas von sich hören; die Alpenrosen waren seit 1839 eingegangen, und die im Dienst der Philanthropie stehenden Weihnachtsgaben, die an ihrer Stelle 1840 erschienen, enthielten allzu viel Mittelmäßiges, als daß sie literarisch ernst genommen werden konnten, die Alpina der Solothurner, die sich übrigens Reithards Mitwirkung verbeten hatten, brachte es nur auf einen einzigen Jahrgang (1841). Einzig der große Epiker von Lützelsflüh brach sich unentwegt Bahn, aber er verfolgte weit mehr volkserzieherische als literarische Zwecke, und mit Versen gab er sich nie ab. In dieser poesiearmen Zeit kamen Reithards Gedichte auf eine Höhe zu stehen, die ihr ästhetisch-literarischer Wert nicht durchweg verdiente. Zwei Eigenschaften besitzen sie vor allem: frische Beweglichkeit der Gedanken, sprachliche und metrische Gewandtheit. Ein Blick auf die zehn „Neujahrsbilder“ (1832–1841) genügt zur Erhärtung des Gesagten; nur ein außergewöhnliches Talent, dem die Worte und Zusammenhänge ungesucht zuströmen, vermochte für die gleichen Situationen und Stimmungen in dieser natürlichen Weise stets neue Werte zu prägen, neue Verbindungen zu erfinden. Freilich tritt hier eine melancholische Betrachtung, eine pessimistische Beurteilung der Zeitereignisse stark in den Vordergrund; doch sie werden paralytisch durch einen glühenden Patriotismus, der überall durchbricht. Ihm verdanken auch die mitgeteilten Schweizerballaden ihre Entstehung. Da Reithard diese später in seine „Geschichten und Sagen“ aufnahm, versparen wir ihre Besprechung auf später und heben hier lediglich die „Rückkehr des Kaisers“ hervor, die der Dichter ein Jahr vorher auch separat hatte erscheinen lassen.<sup>49</sup> Er benutzt die Schilderung der Überführung von Napoleons Leiche nach Paris, um dessen Größe in kurzen Zügen zu zeichnen, seine Bedeutung für die Schweiz ins rechte Licht zu stellen. Und es ist für den nunmehrigen Gegner des Radikalismus recht bezeichnend, daß er die Mediation mit den schönsten Farben schildert:

Denn entrissen dem Verderben ward durch ihn das Schweizerland,  
Das zerstückelt, das in Scherben in sich keinen Retter fand;  
Doch die Ruh' ward bald vergiftet, und die Ordnung währte kurz,  
Denn der Geist, der sie gestiftet, riß sie mit in seinen Sturz.

Wie viel Jahre sind verflossen, seit des Cäsars Werk zerfällt!  
Ward im Land der Eidgenossen etwas Bessres aufgestellt?  
Ja, gewühlt ward und geschnitzelt, und gestickt ward und gebrant,  
Und getagt ward und gekrizelt, stets vernichtet, nie gebaut.

Sogar der deutsche Kritiker Wolfgang Menzel nahm die Schweiz gegen diese Auffassung Reithards in Schutz. Die Besprechung, die er den „Gedichten“ in seinem Literaturblatt widmete, nennt die „Rückkehr des Kaisers“ ein „tadelnswertes“ Poem; denn „Napoleon hat die Schweiz auf alle Art mißbraucht und mit so tiefer Verachtung behandelt, daß ein echtes Schweizerherz sich darüber nur empören kann“.

Man kann nicht sagen, daß Reithards Lyrik irgend einer deutschen Literaturströmung sich anschließt. Wohl treffen wir bei ihm romantische Anklänge; er spricht von seiner Dichtergabe als von einer Wunderblume, einer Orchis, die ihm ein Sängler der Vorzeit geschenkt, und die ihn der Vöglein Lieder verstehen, der Elfen Tänze schauen ließ. Ihr verdankt ers, daß er die Sterne klingen hört und die Engel sich niederschwingen sieht auf die entschlafene Welt; der Orchis Geister tragen all seine Schmerzen zum Himmel empor und legen sie dort an ein treues Vaterherz. Das Religiöse und das Wunderbare spielen demnach eine entscheidende Rolle bei Reithard, aber seine Religiosität hat mit dem stimmungsfeligen Sichversenken der Romantiker in das Göttliche nichts zu tun, und das Wunderbare ist meistens ein Gewand, das er irgendwo sich geborgt hat. Reithards Lyrik ist vor allem beschreibend und reflektierend; die schneebedeckten, die mit Alpenrosen und Enzianen geschmückten Berge der Heimat, die blumigen Täler mit ihren Spiegelseen — das sind die Bilder, die Reithard stets neue und überraschende Wendungen entlocken. Aber trotzdem er mit der Natur in einer unmittelbaren und innigen Verbindung steht, löst sie sich selten restlos in Stimmung auf, und er kann ihr selten die Kraft einhauchen, symbolisch zu wirken. So haben wir wohl rührende, anmutige, aber daneben vor allem rhetorisch aufgeputzte Schilderungen, und der Dichter sucht umsonst, dem Mangel des im tieferen Sinne Poetischen dadurch abzuhelpen, daß er ätherische Gestalten, Erscheinungen und Verwandlungen aus dem Reich des Unwirklichen zu Hülfe nimmt. Wo er das nicht tut, verliert er sich gern ins Didaktische, d. h. auf ein Gebiet, auf dem das Vergleichen und das Nebeneinander der Gedanken besonders eindringlich sich geben darf. Zu den besten lyrischen Gedichten des Bandes rechne ich „Bergfahrt“, „Klage und Trost“ und „Der Traum“. Der letztere möge hier Platz finden, um das Gesagte zu beweisen:

### Der Traum.

Mir träumte jüngst von einem Strom,  
 Wie ich noch keinen kannte,  
 Um den der ganze Himmelsdom  
 Die hehre Kuppel spannte.  
 Gleich Silber schoß die stolze Flut  
 Von unsichtbaren Hügeln;  
 Und Sternenglanz und Sonnenglut  
 Sah ich im Strom sich spiegeln.

Und sieh, aus unbekanntem Land  
 Erschien ein schöner Nachen.  
 Ein Knabe, der am Ruder stand,  
 Befuhr den Strom mit Lachen.  
 Die Woge, die ihn hergebracht,  
 Sie hätt' ihn auch begraben;  
 Allein der Mutterliebe Macht  
 Beschützte treu den Knaben.

Und eine zweite Woge kam  
 Hellrauschend hergeschossen;  
 Da war der Knabe wunderbar  
 Zum Jüngling aufgeschossen.  
 Der Strom erglänzte frühlingsmild,  
 Als ob er Blüten triebe,  
 Und drüber schwebt ein Engelsbild,  
 Das Bild der ersten Liebe.

Und eine dritte Woge kam  
 Gleich Wettersturm aus Norden;  
 Da war der Jüngling wunderbar  
 Ein ernsther Mann geworden.  
 Er lenkt den Rachen fest und kühn,  
 Wie auch die Woge zürne;  
 Denn Gattenliebe kräftigt ihn  
 Und küßt ihm Brust und Stirne.

Und eine vierte Woge kam,  
 Die drohend sich entfaltet;  
 Da hat der Mann sich wunderbar  
 Zum Silbergreis gestaltet.  
 Die Woge schnob, das Schiff zerprang,  
 Ihn schien es nicht zu kümmern;  
 Doch Kindesliebe weinte lang  
 An seines Rahnes Trümmern.

Alein die gleiche Woge trug  
 Aus dunkler Wasserwüste  
 Den Redlichen im Windesflug  
 An Odens Blumenküste.  
 Nicht zürnt' er Wog' und Felsenwand,  
 Die seinen Kahn zer schlagen;  
 Der sollt' ihn ja zum Heimatstrand,  
 Und nimmer weiter tragen.

Und keine fünfte Woge kam,  
 Ihn weiter zu gefährden.  
 Ich sah den Alten wunderbar  
 Zum lichten Engel werden.  
 Mild lächelnd schaut von oben er,  
 Wie man sein Schiff begrübe;  
 Und gleich dem Aar im Sonnenmeer  
 Schwamm er in Gottes Liebe.

Auch in seinen späteren Liedern, die in verschiedenen Zeitschriften zerstreut sind, kam Reithard nicht über die besten Gedichte dieser Sammlung hinaus; aber stets taucht in den mitunter etwas dürren Fluren seiner deskriptiven und lehrhaften Lyrik ab und zu eine duftende Blume auf, von der wir sagen müssen, die konnte anderswo nicht gedeihen. Wie hübsch charakterisiert er z. B. in dem nur handschriftlich erhaltenen, aus dem Jahr 1855 stammenden Gedicht „Arm und Reich“ die seelischen Güter:

Was nennst du reich? Die Menschenmeinung trägt;  
 Das Herz nur ist es, dem sein Los genügt.  
 Das Meer ist arm, ein weiter Wasserplan;  
 Doch spiegeln aus der Ferne  
 Sich alle Sterne,  
 Nicht nur die Wolken, in dem Ozean.

Auch die Fabeln des Gedichtbandes verdienen Beachtung. Einige sind etwas zu lang geraten, wie denn überhaupt eine gewisse Redseligkeit, eine Scheu vor knapper Konzentration sich stets bei Reithard bemerkbar macht; aber Stücke wie „Ochsenpädagogik“, „Bornehme Lockung“, „Verhängnis“ reihen sich würdig den Fabeln Fröhlichs an. Auf diesem Gebiete konnte Reithard den Humor und die Satire, die ihm stets zu Gebote standen, trefflich verwerten, und ich möchte zum Schluß meiner Besprechung ein kleines, auf einem Assoziationswitz beruhendes Scherzgedicht mitteilen, das zwar ohne große künstlerische Bedeutung ist, aber uns einen guten Einblick in die humoristische Abteilung der Dichterkunststätte Reithards gewährt.

### Tell.

Als, auf die Armbrust hingelehnt,  
 Der Tell sich nach dem Gesler sehnt.  
 Sieht auf der nächsten Felsenspitze  
 Den schönsten Gemsbock unser Schütze.  
 Rasch hat, mit kunstgeübter Hand,  
 Der Tell die Sehne angepaunt,  
 Den einzigen Pfeil hervorgezogen,  
 Ihn hingelegt auf seinen Bogen  
 Und schon gezielt mit Jägerslust —  
 Doch plötzlich wird er sich bewußt,  
 Späht scharf die hohle Gass' hinab,  
 Die werden soll des Geslers Grab,  
 Seufzt trübe lächelnd: „Gidsagenossen!  
 Hast hät' ich einen Bock geschossen“.

Seinen Gedichten hat Reithard „Erläuternde Bemerkungen“ und ein fünf- undzwanzig Seiten umfassendes „Nachwort“ beigelegt. In dem letzteren befaßt er sich zuerst mit dem vom Ausland der Schweiz gemachten Vorwurf, „Helvetiens Natur sei für unser Gemüt zu groß, und unsere Poesie schleiche wie ein dünner Wasserfaden an der Seite donnernder Ströme und Lawinen von unsern Bergen herunter“. Diesen Vorwurf konnte Reithard z. B. in einem Aufsatz „Deutschland und die Schweiz“ lesen, der in der Deutschen Vierteljahrsschrift 1841 erschienen war, namentlich aber in den ersten Heften des von Karl Fröbel 1842 herausgegebenen Deutschen Boten in der Schweiz, die mehrere scharfe Artikel über „Die deutsche Lyrik in der Schweiz“ brachten. Wenn auch Reithard zugeben muß, daß etwas Wahres an der Sache sei, so bemüht er andererseits die Gelegenheit, um auf „manche köstliche Blüte und Frucht“ hinzuweisen, „die, im Garten unserer schweizerischen Poesie gewachsen, mit Fug und Recht zum Schönsten



und Besten gezählt wird, das deutscher Sprache angehört.“ Infolgedessen wuchs sich dieses Nachwort zu einem Essay über die vaterländische Dichtung aus. Im Hinblick auf ihn meint Louis Pestalozzi: „Reithard wäre berufen gewesen, eine schweizerische Literaturgeschichte zu schreiben.“ So sicher dieser Ausspruch zu weit geht, wenn an eine auf ernstes Quellenstudium gegründete, ab origine anhebende und historisch genaue Details bietende Darstellung gedacht wird, so eifrig muß ihm zugestimmt werden, wenn es sich um einen fesselnden Überblick über die Entwicklung der Poesie bis auf die zeitgenössischen Erscheinungen herunter handelt. Nicht nur dies Nachwort, auch andere Versuche Reithards auf diesem Gebiete liefern den Beweis. Das gutgemeinte, ideal-patriotische Streben, der schweizerischen Dichtung überall Achtung zu verschaffen, verleitete ihn freilich bisweilen dazu, manchen ihrer Produkte, die besser einer stillen Vergessenheit anheimgefallen wären, auf dem helvetischen Parnas einen Platz anzuweisen.

Über sich selbst gibt Reithard in diesem Nachwort ausführliche und interessante Auskunft. Daß dabei etwas Eitelkeit und Selbstüberschätzung mit unterliefe, hat nicht viel zu bedeuten; wir erkennen auch hier den wackeren Streiter für das Gute und Schöne, der bei dessen Verbreitung keine Mühe scheut. Und wenn er ferner sagt, ein gutes Gedicht sei immer ein vollständiger Sieg über des Lebens rauhe Wirklichkeit, so wissen wir, daß ihm diese Siege nicht leicht gemacht wurden, und haben die größte Achtung vor einem Manne, der sich trotz aller Stürme und Verfolgungen den Glauben an seine Ideale nicht rauben ließ und lieber Ungemach erduldet, als daß er seine religiöse Überzeugung und seine Muse im Stich ließ.

## Letzte Lebensjahre.

(1842—1857: Zürich.)

Dreimal hatte die Politik zerstörend in Reithards Leben eingegriffen. Zu Beginn der Dreißigerjahre stand er auf der äußersten Linken, und der unbesonnene Basler Aufruf drückte ihm das Brandmal des Revolutionärs auf; als Vertreter der Schnellenpolitik geriet er in eine derart exponierte Stellung, daß er sie schließlich mit seiner Überzeugung nicht mehr vereinigen konnte, und die Konstellation, in welche er im Kanton Glarus eintrat, brachte ihn von vorneherein bei der radikal-liberalen Partei in Verruf. Im Anfang hoffte er, man werde die allmähliche Wandlung seiner Anschauungen begreifen und die gemäßigt fortschrittliche Gesinnung, der er stets treu blieb, anerkennen. Es geschah nicht; die mächtig ausbreitende, neuen Zielen zueilende Zeit drängte ihn gewaltsam ins Hintertreffen. Der immerwährende Streit, die nie rastende Verfolgung und die nach und nach schwindende Jugendfrische sind schuld, daß er schließlich bleibend im Lager seiner einstigen Feinde Quartier nahm; als er

im Oktober 1842 zu Zürich einzog, da galt er allgemein als ein ausgemachter Vertreter der konservativen Richtung. Er hoffte, im Laufe der Zeit daselbst eine öffentliche Anstellung zu erhalten; doch ob sich seine Hoffnungen auf den Staatsdienst oder auf ein Lehramt bezogen, sie blieben stets unerfüllt, und nachdem im April 1845 wieder eine liberale Regierung aus Auder gekommen war, konnten sich selbstverständlich dem „Apostaten“ die offiziellen Türen nicht mehr öffnen. Er machte eine ähnliche Erfahrung wie Abraham Emanuel Fröhlich, der 1835 trotz seiner von der Regierung anerkannten Verdienste als Professor der aargauischen Kantonschule entsetzt wurde. Auch auf Reithard mag das Wort passen, mit dem jener sich rächte:

In unserm Freistaat darf frei denken jedermann;  
Doch denkt er nicht wie wir, so denken wir ihm dran.

Vigius hatte ebenfalls den gleichen Entwicklungsgang hinter sich; aber seine stark ausgeprägte Individualität, sein oft bis zur Herbeheit gesteigerter Eigenwille und seine unabhängige Stellung ließen ihn weit seltener auf eine Partei-schablone schwören. Er donnerte auf eigene Faust, allerdings meist so, daß die Radikalen ergriminten; und die Berner Regierung der Vierzigerjahre fürchtete ihn zu sehr, als daß sie sich getraut hätte, ihre Drohung, ihn des Pfarramtes verlustig zu erklären, in Wirklichkeit umzusetzen.<sup>50</sup>

So war Reithard aufs neue darauf angewiesen, sich selbst durch die Welt zu schlagen. „Es ist Zeit, daß ich aus der Politik herauskomme“, hatte er schon am 25. Oktober 1841 an Landammann Baumgartner geschrieben; ein viertes Mal wollte er seinen Rahn nicht den Stürmen der Tagespolemik preisgeben. Aber die bloße literarische Tätigkeit bot ihm kein genügendes Auskommen, die Sorge um das tägliche Brot und für die Seinen drückte ihm wiederum die Feder des politischen Journalisten in die Hand. Doch beabsichtigte er nunmehr seinen Namen geheimzuhalten und vor der Öffentlichkeit nicht mehr als Zeitungsschreiber zu gelten; aber auch das glückte ihm nicht immer. Landammann Baumgartner gab seit dem 1. Oktober 1842 die Schweizerzeitung heraus, das erste vaterländische Blatt, das täglich erschien, und Reithard wurde sein Zürcher Berichterstatter. Zwischen den beiden Männern knüpfte sich bald eine intime, auf gegenseitiger Achtung beruhende Freundschaft. Den äußeren Anstoß bildete der Umstand, daß sich Baumgartner Ende November 1840 in zweiter Ehe mit Reithards Schwester Elisabeth vermählte; die innere Annäherung gab sich dadurch um so leichter, daß Baumgartner, der sieghafte Vertreter des St. Gallischen und eidgenössischen Freisinn, sich seit 1839 mehr und mehr von seinen radikalen Genossen abwandte und schließlich das Haupt der konservativen Katholiken wurde. Mit seiner Stellungnahme für die Interessen des kaufmännischen Direktoriums in St. Gallen begann der Umschwung in seiner kantonalen Politik, das Eintreten für die aargauischen Klöster offenbarte seinen neuen Standpunkt in kirchlichen und schweizerischen Fragen.<sup>51</sup>

Am 25. Oktober 1841 warb Reithard in einem ausführlichen Schreiben um die Zuneigung des neuen, um acht Jahre älteren Schwagers. „Vielleicht“, lesen wir am Schluß dieser interessanten Betrachtungen, „beurteilen Sie mich milder als früher, wenn Sie sehen, wie tief ich mir manches zu Herzen genommen habe, und mißdeuten es weniger, wenn ich Ihnen meine innige Freude darüber ausdrücke, daß Sie Ihre ausgezeichnete Persönlichkeit, Ihr schönes und reines Verdienst von einer Ihrer so unwürdigen Faktion losgesagt haben. Ich gratuliere der guten Sache, für deren Förderung und Gedeihen Sie so vieles taten, ich gratuliere der Sache der echten Freiheit, deren Triumph Ihre Lebensaufgabe war und ist und sein wird, daß Sie Ihre wahren Feinde kennen gelernt haben; jetzt dürfen Ihre wahren Freunde und Verehrer hoffen, Anerkennung bei Ihnen zu finden. Unter diese Verehrer wollen Sie auch mich zählen, mich, der ich jetzt gerne gestehe, daß ich Ihnen früher mit hartem und voreiligem Urtheile Unrecht tat. Eines bitt' ich Sie jedoch voraus zu glauben, daß ich Ihren Geist bewunderte, als seines Strebens Richtung dem meinigen feindselig begegnete; daß ich Ihr hohes Verdienst um St. Gallen und die Eidsgenossenschaft anerkannte, selbst als ich fürchtete, daß Ihr Ruf und Ihre Kraft und die Gewalt Ihres Einflusses diejenigen begünstigen würden, die ich für meine Todfeinde hielt und halte, weil sie, bewußt und unbewußt, am Ruin des Vaterlandes arbeiten, während sie den Schein des vertikalen Gegenteils umzuhängen wissen. Ich sah zu wenig ein, daß es zwischen Ihnen und den Radikalen einmal zum Bruche kommen müsse, weil Sie nur der Idee, nicht der Partei gehörten, obgleich diese auf Ihre persönlichen Sympathien und Antipathien geraume Zeit einen Einfluß ausübte, der namentlich mir schmerzlich war. Was mich betrifft, so hatte ich frühzeitig Gelegenheit, den Radikalismus in seiner Ekelhaftigkeit kennen zu lernen. Ich konnte dies eher als Sie, weil er sich vor mir nicht genieren zu brauchen glaubte. Er verhielt mir seine wahren Züge nicht lange, denn bei mir waren höchstens ein paar Talente zu gewinnen, bei Ihnen eine geistige Macht, ein eminenter Einfluß, ein bedeutender Theil der vaterländischen Zukunft. Ihre Zustimmung zum aargauischen Kirchen- und Klostersraub wäre natürlich den Radikalen von großem Gewinn gewesen, und sie hofften nach dem Antezedens von Pfäfers, dessen Natur sie in ihrer Weise zuzuschneiden und zu verdrehen suchten, zu siegen und namentlich Sie gefangen zu haben. Nichts ist daher natürlicher als ihre jetzige Wut; von ihrem Undank ist hier nicht zu reden. Diese Herren anerkennen wie keine sittliche Größe, so auch keine sittliche Verpflichtung; sie freuen sich zwar über das, was in ihren Kram dient, aber auch nur darum — und wehe dem, der diesfalls ihre Erwartungen täuscht! Sie sind jeden Augenblick bereit, den, welchen sie soeben zu den Sternen erhoben, in den Kot zu treten, und den, welchen sie vor einer Stunde mit Schmach beluden, unter die Götter zu versetzen. An ihnen haben Sie also nichts verloren“

Mit diesem Schreiben ward ein treuer Freundschaftsbund inaugurirt, der bis zu Reithards Tod ohne jegliche Trübung fort dauerte. Es ist ein eigenartiger Genuß, in diesem umfangreichen Briefwechsel zu blättern; von Baumgartner haben sich 153, von Reithard 90 Schreiben erhalten.<sup>52</sup> Die letzteren gewähren wie nichts einen Einblick in das enttäuschungsreiche Leben des Dichters, der trotz heißer Bemühungen auch im Ausland keine Stellung sich erringen kann und einmal sogar allen Ernstes den Schwager, der 1853 Eisenbahndirektor geworden war, bittet, ihm einen Posten im Bahndienst zu verschaffen. Aber nicht nur die häuslichen und persönlichen Erlebnisse, Pläne und Mißgeschicke, alle Fragen, die die Schweiz damals bewegten, finden in dieser Korrespondenz ein nachhaltiges Echo und eine strenge Beurteilung; die intimsten Details der St. Galler und Zürcher Politik kommen zur Sprache. Die beiden Männer ergänzten sich in einer selten harmonischen Weise. Die Sprache Baumgartners ist würdig, klar und ohne alle Phantastik; seine logisch abgewogenen, klugen Erwägungen haben die zielbewußte Schärfe des berufenen, repräsentationsfähigen Staatsmannes, der den persönlichen Ehrgeiz den höheren Interessen unterzuordnen versteht. Die bei aller Einseitigkeit des Standpunktes objektive Feierlichkeit, die manchmal über seinen Ausführungen liegt, flößt unwillkürlich Ehrfurcht ein, man hat das Gefühl, einen Gewaltigen, einen Diplomaten ersten Ranges zu hören. Auch wenn er von seinem Unglück redet, von seiner isolierten Stellung und den Verfolgungen, denen er ausgesetzt ist, nie verleugnet er die ihm angeborene Selbstbeherrschung. Wie ganz anders Reithard! In seinen Briefen spricht vor allem der impulsive Mensch, der stets Gefahr läuft, empfindlich zu werden, eine verbitterte Miene zur Schau zu tragen, das Kind mit dem Bade auszuschütten. An Tiefe des Denkens ist er dem Freunde durchaus ebenbürtig, aber seine Vermutungen und Darlegungen entspringen weit weniger dem Verstand als dem weichen Gemüt, das sofort mit Wärme und Sicherheit Partei ergreift, oder es sind Eingebungen seiner allzeit rasch arbeitenden Phantastie. Darum fehlt ihrem Autor alles Majestätische, jegliche Grandezza, darum eignet ihm etwas Unstetes, darum ist sein Stil farbenreich und voll überraschender Wendungen. Wenn Baumgartner prophezeit, so wissen wir, er steht mit gebietendem Blick auf hoher Warte, und er hat zugleich die Kraft und die Ausdauer, das durchzukämpfen, was er sich vorgenommen; wenn Reithard prophezeit, so hören wir den Dichter, der der gebietenden Stunde, der seiner Stimmung gehorcht, und der, je nach dem Eindruck, den er empfängt, je nach der Überzeugung, die er sich gebildet hat, Lorbeerkränze verteilt oder eine Verdammung spricht; aber immer ist es unterhaltend, ein exquisites Vergnügen, ihm zu lauschen.

Die Zürcher Artikel, die Reithard seinem Schwager von Anfang an für die Schweizerzeitung sandte, erweckten Aufsehen, und dieser sprach schon am 6. Januar 1843 seinem Berichterstatter die volle Anerkennung aus: „Ihre

Arbeiten betreffend, so mache ich Ihnen zwar keine Schmeicheleien, kann aber auch ohne diese bezeugen, daß sie das Beste sind, was mir noch zugekommen. Nicht jeder führt die leichte, gefällige Feder wie Sie.“ Aber die Radikalen waren über die Zürcher Korrespondenzen der Schweizerzeitung empört, und trotzdem das Redaktionsgeheimnis hüben und drüben aufs strengste gewahrt wurde, so kam Reithard doch nach und nach in den Verdacht, der Urheber zu sein. Und es hätte nicht viel gefehlt, so wären ihm ernste Unannehmlichkeiten aus seiner Tätigkeit erwachsen.

Im Januar 1843 kehrte Georg Herwegh nach Zürich zurück, nachdem er in Deutschland Mitarbeiter für den Deutschen Boten aus der Schweiz geworben, dessen Redaktion er zu übernehmen gedachte. Er kam mit der Gloriole des Märtyrers; denn sein freimütiger Brief an Friedrich Wilhelm IV. hatte ihm die Ausweisung aus Preußen zugezogen. Die Radikalen Zürichs und vor allem die akademische Jugend, die sich zum Teil um Eduard Gefner scharte, jubelten ihm zu. Der Berner Christian Wälti pries Herwegh in einem begeisterten Liede, der junge Jakob Kübler, der damals das obere Gymnasium in Zürich besuchte, weihte ihm ein schwungvolles Sonett, und in der nämlichen Brunnenschale kredenzte ihm Gottfried Keller den Gruß des Dichterkollegen.<sup>53</sup> Reithard betrachtete dieses extravagante und unruhige Treiben, diese Anbetung des deutschen Flüchtlings als ein bedenkliches Symptom, und er äußerte sich in der Schweizerzeitung sehr mißbilligend über Herwegh und das Ständchen, das ihm die Studenten gebracht.<sup>54</sup> Die Ausweisung des Dichters, die der Regierungsrat am 9. Februar beschloß, verschärfte die Mißstimmung gegen den Korrespondenten der Schweizerzeitung, und der am Zeltweg wohnende Reithard stand auf dem Punkte, mit einer Katzenmusik beehrt zu werden. „Namentlich bin ich“, berichtete er am 11. Februar 1843 an Baumgartner, „ein Gegenstand radikaler Besorgnis und Verfolgung; und während ich Ihnen schreibe, sind acht Studenten vor meinem Hause postiert, wahrscheinlich — aus ihrem Herausglozen zu schließen — um zu erspähen, wie eine Katzenmusik und Fenstereinwerfen am besten zu machen sei.“ Und am folgenden Tage erzählt er dem Schwager: „Verflossene Nacht patrouillierten bis gegen zwei Uhr morgens zwanzig Landjäger vor meiner Wohnung. Es ist eine polizeiliche Verfügung, da in der Nacht vorher dem zürcherischen Staatsanwalt dem Berneramen nach auch eine Katzenmusik gebracht wurde.“ Da Reithard seine Existenz in Zürich nicht allzu sehr gefährden konnte, legte er Baumgartner nahe, ihn als Berichterstatter der Schweizerzeitung zu desavouieren; aber dieser entgegnete mit folgenden männlichen Trostworten: „Ich beklage und bedaure, daß man Ihnen bereits mit Charivari u. a. aufwarten wollte, bin aber gleichwohl der Meinung, daß es unter der Würde von Korrespondenten und von einer Redaktion ist, sich in irgend einer Form zu verleugnen, daher ich noch immer die Ansicht hege, daß dies schlechterdings unterlassen werden muß. Ihre Briefe sind und bleiben eine Zierde des Blattes,

und haftet der Verdacht auch ferner auf Ihnen, so können Sie dabei vor allen Vernünftigen nur gewinnen“.

Noch in anderer Hinsicht wurde Reithard für seine Angst entschädigt. Er wollte Herwegh auch poetisch entgegentreten und arbeitete an einem „Antiherwegh“, in dem er dem Verfasser der „Gedichte eines Lebendigen“ teilweise unter gleichen Titeln Antwort zu geben beabsichtigte. Wie sehr er Anklang fand, erfahren wir aus seinem vom 20. April 1843 datierten Brief an Gotthelf: „Das erste Stück, ‚Die Schweiz‘, wurde mir förmlich — zu Händen des Beobachters — stipigt. Am Abend nach dem Erscheinen desselben brachte mir der Männerchor hiesiger Stadt ein feierliches und zahlreiches Ständchen nebst Dankrede“.<sup>55</sup> Herwegh hatte in seinem gleichnamigen Gedicht, das zuerst im „Telegraphen“ erschienen war, die Schweiz als das von der Natur prädestinierte Land der Freiheit gepriesen, und Reithard mahnt den selbstbewußten und geräuschvollen Schwärmer durch die Stimme Tells daran, daß Gott die Freiheit beschirme, ohne dessen Beistand aller Wagemut umsonst sei:

Fort mit euch, ihr Schwindler, Nebler, die den Glanz der Firne trüben!  
 Lernet, eh ihr die Freiheit preiset, ihn, den Gott der Freiheit, lieben!  
 Eigensucht ist euer Götz, eurem Ich dient ihr allein;  
 Ihnen soll das Bergland dienen, unser Gotthard, unser Rhein!

Der Antitherwegh, über dessen Herausgabe Reithard mit den Verlegern Beyel in Frauenfeld, Scheitlin in St. Gallen und Liesching in Stuttgart unterhandelte, kam nie zustande; einzelne Stücke desselben veröffentlichte er später in verschiedenen Zeitschriften, so „Die Schweizerberge“, „Wer ist frei?“ „Ufnau“, „An die Wilden“, „Seliger Tod“ im Stuttgarter Morgenblatt, „An den König von Preußen“, „Zornlied“, „Mitternächtliche Wache“ und die vielfach verbesserte „Schweiz“ in der Eidgenössischen Monatschrift.<sup>56</sup> Diese Gedichte und ihre Tendenz erregten den leidenschaftlichen Grimm des damals sechsundzwanzigjährigen Gottfried Keller, und in seiner Empörung fiel er in dem von Treichler redigierten, sozialistischen Boten von Uster mit einer jugendlich gepfefferten Kundgebung über Reithard her:<sup>57</sup> „Der Polizeidichter Reithar“ — die Radikalen gönnten seinem Namen das beigelegte d nie — „ist eines der unglücklichen Opfer politischer Prostitution. Er ist der dunkeln Genossenschaft anheimgefallen mit Haut und Haar und bereits soweit gediehen, daß er devote Gedichte an den König von Preußen richtet, in welchen nicht viel gesunder Verstand, aber desto mehr lächerliche, verschrobene Reime zu finden sind. Monsieur Reithar hat es sich zur besondern Aufgabe gemacht, Herwegh zu bekämpfen oder vielmehr, wie Meister Fröhlich in Ararau, zu beschimpfen und zu verleunden, zwar in etwas noblerer Form. Wenn es so fortgeht, so werden wir es noch erleben, daß der edle Dichter in wenigen Jahren als numerierter Polizeispion in Wien herumläuft und Schnaps sauft, was er aber wahrscheinlich, aus seinen Produkten zu schließen, jetzt schon tut. Eine eigentümliche Taktik hingegen befolgt er, das muß man ihm lassen.“



Glänzet, daß ein güd Gewissen  
Uns' zu Kraft ersündert hat;  
Wisset, daß eine flinke Baste  
Goldem selbt in Mannen maßt!

Reithard

Lithographie aus dem Jahr 1854





Um nämlich Herwegh erfolgreich zu bekämpfen, ahmt er ihn, so gut es gehen will, in Form und Ausdruck nach und frißt sich wie ein Wurm in seine frischen, glänzenden Früchte ein, um das Gefressene als Unrat wieder von sich zu geben. Er lernt von ihm, er studiert ihn, das sieht man klar und deutlich; er ist mit seiner ganzen Vergangenheit(?) nicht weiter gekommen, als alle die jungen radikalen Tollköpfe, welche scharenweis hinter Herwegh herkrähten und nachschrien! Aber die duftende und glühende Morgenblume Herwegh weiß leider nicht, daß ein stinkender Gauch auf ihr klebt und stinkt, bis ein leichter Nasenstäuber ihn hinwegschneilt“. Gewiß unterliegt es keinem Zweifel, daß Herweghs Lieder ungleich höheren Schwung aufweisen, und die rhetorische Zugkraft, die sich oft bis zu poetischer Größe und Wärme steigert, hat ihnen nicht umsonst in kürzester Zeit zu sieben Auflagen verholfen. Wenn schon Reithards Verse ästhetisch lange nicht gleichwertig sind, so atmen sie wenigstens eine gewisse ethische Wahrheit; sie wollen im Gegensatz zu dem überschäumenden Freigeist die ruhige Reflexion des gereiften Alters vertreten. Und nur der alles zeretzende Parteihass konnte Gottfried Keller eine solche Sprache diktieren einem Manne gegenüber, der ihn in keiner Weise persönlich angegriffen hatte.

Ob Reithard je erfahren hat, wer der Autor dieser Invektive war, wissen wir nicht; übrigens ist es nicht unmöglich, daß sie zugleich die Antwort bedeutete auf einen Artikel, den die Allgemeine Augsburger Zeitung kurz zuvor über Tanner, Fröhlich und Reithard gebracht hatte.<sup>58</sup> Darin heißt es mit Bezug auf Gottfried Keller: „Nun wird auf einmal ein junger Mensch, dessen Talent auch wir anerkennen, und über dessen Zukunft auch wir uns freuen, wenn sie der Hoffnung entspricht, die man hegen darf, den wahren, gereifteren schweizerischen Dichtern Fröhlich, Tanner und Reithard vors Licht geschoben und der allgemeinen Anerkennung empfohlen. Fürs erste tut solch überstürzender Ruhm einem jungen Talent nicht wohl, zumal wenn er auf Unkosten gewiegter, entwickelter gespendet wird, denn diese letzteren muß die unverdiente Zurücksetzung billig schmerzen, fürs zweite halten wir überhaupt die Poesie zu hoch und ihre Aufgabe zu heilig, um jedem jungen Kletterer, der die Kraft und den Willen zeigt, einst in die Äste des Niesenlorbeers zu gelangen, gleich ein Reis vorab zuzuschleudern.“ Dann werden Fröhlich und Reithard gegen die Angriffe der radikalen Blätter in Schutz genommen; der letztere kommt übrigens derart in den Vordergrund zu stehen, daß ich vermute, diese Korrespondenz „aus dem obern Aargau“ sei auf seinen Wunsch von dem ihm befreundeten Lenzburger Dichter Rudolf Müller verfaßt und eingesandt worden.

Doch kehren wir zu Reithards Mitarbeiterchaft an der Schweizerzeitung, die bis Ende des Jahres 1843 sich zu halten vermochte, zurück. Außer den politischen Artikeln sind ganz besonders die Aufsätze über Gotthelf, Gelzer und Fröhlich zu erwähnen, die sich jeweilen durch mehrere Nummern des Blattes ziehen und eine Zierde desselben bilden. Die literarische Tätigkeit der genannten

Männer ist scharf umrissen; nirgends wird Reithard zu einem bloßen Lobredner, überall wahrt er sich sein eigenes Urteil, auch mit dem Tadel hält er nicht zurück, wo er ihn für nötig erachtet. Ihm selbst wird ebenfalls ein Essay gewidmet, den auf seinen Wunsch Freund Wandlin verfaßte.<sup>59</sup>

In den Vierzigerjahren war Reithard auch für andere Zeitungen als politischer Journalist tätig. Als Baumgartner vor und nach seiner Neuwahl zum Landammann von den radikalen Blättern des eigenen und anderer Kantone verlästert wurde, ergriff Reithard von Zürich aus im „Säntis“, einem Organ der konservativen Katholiken St. Gallens, und nachdem dieser Ende Juni eingegangen war, in dem von Leonhard Smür redigierten „Wahrheitsfreund“ energisch für den Bedrängten Partei. Baumgartner kannte zunächst seinen Helfer nicht, wie aus seinem Schreiben vom 3. Mai 1843 hervorgeht: „Eine angenehme Täuschung ist zu Wasser geworden. Ich glaubte, daß im Kanton St. Gallen wenigstens noch ein Mann sei, der sich ernstlich durch die Presse meiner annehme; und ich habe wirklich den Verfasser des ersten Artikels im Säntis für einen St. Galler gehalten. Meine liebe Frau hat den Schleier gelüftet. Die Täuschung ist nun hin, und meine Gefühle über jenes Verhältnis sind wieder die vorigen. Haben Sie aber darum nicht weniger Dank für Ihr wohlwollendes Wirken unter Umständen, die des Drückenden so viel für mich haben! Wäre noch etwas nötig gewesen zum Beweise, daß ich in Ihnen nicht bloß einen Schwager, sondern auch einen Freund gefunden, so wäre derselbe mehr als geleistet.“

Durch Vermittlung von A. Lufft in Augsburg, der in den Dreißigerjahren als neutralisierter Schweizer zu Bern das Amt eines Untersuchungsrichters bekleidet und den Reithard im Volksfreund mehrfach in Schutz genommen hatte,<sup>60</sup> wurde der letztere Korrespondent der Allgemeinen Zeitung, des damals gelesensten und namhaftesten deutschen Blattes; im Jahr 1844 lieferte er einunddreißig, im Jahr 1845 zweiunddreißig Berichte über schweizerische Zustände, denen bald ein Dreieck oder Kreuze oder das Wurzelzeichen, bald die Worte „Von der Linth“ oder „Zürich“ oder „Aus den Alpen“ vorgedruckt sind. Lufft bekam schließlich selbst Lust, diese Arbeiten zu übernehmen, und begann, wie aus seinen Briefen an Cotta hervorgeht, Reithard auf unfeine Weise zu verdächtigen und zu verdrängen, so daß er in der Folgezeit (1846 und 1847) nur noch ausnahmsweise das Wort erhieft.<sup>61</sup> In seinen Schreiben an Baumgartner erwähnt er mehrfach seine Zerwürfnisse mit Redakteur Kolb, und unter dem Datum des 21. Dezember 1845 lesen wir: „Mit der Allgemeinen Zeitung hab ich nichts mehr zu schaffen. Ich bin es müde, mir den Geist aus meinen besten Einsendungen durch Kolben austreiben zu lassen. Der Mensch lebt nicht allein von Brot, und so bedeutend das Honorar ist, das mir ausgesetzt wurde, so mag ich doch diesen Deutschen die Freude nicht gönnen, von einem Schweizer als von einem willenlosen Instrumente reden zu können, abgesehen davon, daß eine so unwürdige Stellung total gegen meine Natur ist, welche sich die Preisgebung ihrer höheren Berechtigung

nicht abkaufen oder in irgend einer Weise zumuten läßt.“ Unter Reithards Artikeln in der Allgemeinen Zeitung befinden sich mehrere hervorragende Essays, die zeitgeschichtliche Ereignisse oder hervorragende Männer mit Geist und Weitblick, soweit dieser nicht durch die konservative Brille getrübt ist, charakterisieren; außer den schon genannten über Pestalozzi und Carl Schnell sei noch der Aufsatz „Krieg oder Frieden“ erwähnt, der die Aufhebung des Sonderbunds durch die Tagessatzung beleuchtet und kritisiert.<sup>62</sup> Reithards um jeden Preis reaktionärer Standpunkt läßt ihn in diesem Beschluß lediglich eine ungerechte Gewaltmaßregel erblicken; er findet es ganz in der Ordnung, „daß nach den wiederholten Freischarenzügen und bei der durchaus unhaltbaren Garantie, welche das von den radikalen Blättern verhöhlte tagessächsliche Freischarengesetz bietet, sich die bedrohten Stände zu gegenseitiger Hülfe und Wehr zusammentun“. Und am 22. November 1847, als die schweizerischen Truppen sich im Felde gegenüberstanden, schrieb Reithard an Rektor Mörkoser in Frauenfeld:<sup>63</sup> „Der Geist, der diesen Krieg heraufbeschworen, erscheint mir in seiner kalten und glatten Herzlosigkeit immer abscheulicher, und ich möchte Gott sein, um Feuer vom Himmel schleudern zu können gegen die Urheber dieses entsetzlichen Mordes.“ Die Wogen der Parteileidenschaft begruben ihm und vielen wackeren Eidgenossen die Hoffnungen auf eine lichte Zukunft, und weil sie über die Tagesereignisse hinweg das Ganze nicht mehr zu erfassen vermochten, flüchteten ihre Gedanken und ihre Phantasie in die Vergangenheit, die ihnen verführerische Bilder vorgaukelte. Und wer will es einem Manne verargen, der allzeit verlästert und verleumdet wurde, wenn er schließlich völlig vergaß, daß „der Bestand und das Revolutionäre zusammen erst das Leben ausmachen und es vorwärts bringen?“

Sehr eifrig unterstützte Reithard die konservative Wochenzeitung, die 1844 bis 1846 in Zürich herausgegeben wurde und außer politischen Artikeln geistvolle Karikaturen und Bilder von Ludwig Wegner und Hans Jakob Ulrich brachte. Die diese erläuternden Texte und Satiren stammen sämtlich aus der für passende Gelegenheitspoeme stets gerüsteten Feder Reithards. Sie machten oft großes Aufsehen; ich brauche nur das Gedicht „Zopfstum“ zu erwähnen, das Hagenbach seinem Freund Gotthelf am 28. Dezember 1845 angelegentlich zur Lektüre empfahl.<sup>64</sup> Es ist das konservative Pendant zu dem früher mitgeteilten radikalen Zopfgedicht Reithards:

Drum laßet mir den Zopf nur immer ungehoren!  
 Schon mancher hat den Kopf mitamt dem Zopf verloren  
 Und meinte wunder darn, wenn er geworden kahl,  
 Jetzt sei vom Kopf zum Fuß er gründlich liberal.  
 Doch wenn es ihn beginnt zu frieren auf dem Schopf,  
 Wie vieles gäb er dann um seinen alten Zopf!

Auch die Eidgenössische Zeitung, die 1845 von mehreren konservativen Zürcher Bürgern ins Leben gerufen wurde und nach Reithards Aussage „keines-

wegs die aristokratische, sondern die echt liberale“ Tendenz vertrat, zählte ihn hie und da unter ihre Korrespondenten, ferner spendete er Beiträge in die Neue Glarnerzeitung (1845 f.) und in den Bund (1851). Namentlich aber erfreute sich die Neue Schweiz, die Baumgartner 1848—1850 redigierte, der tatkräftigen Unterstützung seines Zürcher Schwagers; neben politischen Artikeln lieferte dieser z. B. einen ausführlichen Aufsatz über die schweizerische schöne Literatur, auf den wir später noch zu sprechen kommen. — Ende 1854 beschloß Oberrichter Ulrich, der Besitzer der Druckerei zum Berichthaus und des Tagblattes der Stadt Zürich, diesem, das bis anhin lediglich aus Anzeigen und Inseraten bestanden hatte, einen kurzen politischen Text beizugeben, und für den stets mit seiner Existenz ringenden und bisweilen von Schulden geplagten Reithard war es eine große Wohlthat, daß er zum Redakteur dieser Tagesübersichten berufen wurde. „Die Arbeit, welche mir täglich etwa fünf Stunden wegnimmt,“ schrieb er an Baumgartner, „trägt mir zwar bloß 1500 Franken jährlich ein, doch sind dieselben, da ich es mit einem Ehrenmanne zu tun habe, gesichert für immer.“<sup>65</sup>

In der Mitte der Vierzigerjahre widmete Reithard den die Schweiz betreffenden politisch-kulturellen Ereignissen diverse Separatpublikationen, die sämtlich anonym erschienen sind. Die Autorschaft der beiden in Prosa abgefaßten Schilderungen verriet er wohl kaum den intimsten Freunden; einzig im Entwurf eines Briefes, der sich aus seinem reichhaltigen, in den Neunzigerjahren zerstörten Nachlaß zufällig gerettet hat, und in zwei Schreiben an Baumgartner gibt er sich selbst als Verfasser dieser Broschüren an. Die erste ist betitelt „Wort eines Protestanten aus dem Kanton Zürich über die aargauischen Zustände“, und erschien 1844 bei Gebrüder Näber in Luzern. Sie malt die „gesetzwidrige“ Klosteraufhebung in den schwärzesten Farben und ist eine von fanatischer Leidenschaft durchglühte, flammende Protestschrift gegen den Radikalismus, „der alles, was er, und jeden, der ihn ansaßt, besudelt, der nur vernichten, nie aufbauen, nie etwas Heiliges pflanzen und entwickeln kann“. Trotz aller Wahrung seines protestantischen Standpunktes geißelt er auf diesen einundneunzig Seiten mit wilden und unbarmherzigen Hieben die rohe und rücksichtslose Behandlung der katholischen Geistlichen und ihrer Anhänger, die widerrechtlichen Arrestationen, die Einquartierungswut, die kläglichen Heldentaten der aargauischen Regierungstruppen; er nennt die Einführung der Verfassung von 1841 eine unverantwortliche Gewaltmaßregel, die Prozedur gegen die Aufständischen einen Justizmord, eine schmäbliche Verletzung der Glaubensfreiheit, eine Niedertretung der bürgerlichen Rechte. Kurz, das ganze wohlgefüllte Arsenal seiner sprachlichen Waffen stellte Reithard hier in den Dienst seiner Entrüstung, und dem Vorwurf, er habe die Ereignisse zu wenig ruhig und unbefangen beleuchtet, begegnete er im voraus „mit den Worten Luthers: Gott helfe mir, ich konnte nicht anders! Wer, wie der Schreiber dieses getan, die ganze Reihe der gegen die katholischen Aargauer begangenen schreienden Ungerechtigkeiten mit klarem Auge verfolgt, kann — je fester und

treuer er auf dem Boden seiner eigenen Konfession steht, und je inniger er das Glück fühlt, in seiner religiösen Überzeugung unangefochten zu bleiben und dieses preiswürdige Geschick mit allen seinen Konfessionsgenossen zu teilen — ein solcher, sagen wir, kann die Übergriffe und Gewaltschritte der jetzt im Aargau herrschenden politischen Partei nicht ohne Empörung inne werden noch ihrer erwähnen und zugleich den Ausdruck dieser der Sache so ganz angemessenen Empfindung verleugnen, ohne selber unwahr zu sein.“ Es ist ja nicht in Abrede zu stellen, daß die Klosteraufhebung manche willkürliche und rohe Begleiterscheinung im Gefolge hatte, und daß sie wie jeder Kulturkampf im Zeichen einer gewissen Brutalität stand. Aber die damalige Aufgeregtheit der Gemüter war einer objektiven Beurteilung nicht günstig, geschweige denn der Einsicht, daß es sich für den Schicksalskanton Aargau vor allem um die Selbsterhaltung, um die Wahrung seines schwer erkämpften Fortschrittes handelte.

Die zweite der genannten Broschüren trägt die Überschrift „Ein belehrendes Wort über den Jesuitenhandel“. Sie umfaßt fünfzehn eng bedruckte Seiten und wurde einer Nummer des Jahrgangs 1845 der Wochenzeitung beigelegt; im Ton ist sie etwas ruhiger gehalten. Reithard redet hier der Ausweisung der Jesuiten das Wort, betont aber zugleich die Verwerflichkeit der Mittel, die der Radikalismus zu diesem Zwecke anwende: „Der Bundesvertrag sichert freilich die Souveränität der Stände; durch den Beschluß, welchen der Volksbund der Tagsatzung aufdrängen oder im Notfall selber durchführen will, würde die Selbständigkeit einer Anzahl Kantone — und gerade derjenigen, denen die freie Schweiz ihr Dasein verdankt, und welche noch vor wenigen Jahren so glorreich dafür gestritten haben, daß ihre Landesverteidigung gegen die Franzosen zu den glänzendsten Tatsachen der neueren Geschichte gehört — in ihren Grundfesten angegriffen und damit das Vaterland selbst in den Abgrund des Verderbens gestürzt. Wer für solchen Preis und auf solchen Wegen die Vertreibung der römischen Jesuiten erkaufen will, huldigt einem unendlich verwerflicheren Jesuitismus, als der ist, den er zu bekämpfen vorgibt.“ Somit richtet sich auch diese Schrift im Grunde gegen die Radikalen, die Gesetz und Ordnung umzustößen im Begriffe standen, und der Dichter Reithard wird zum Lobredner und Verteidiger der Urkantone. Die nächste Zukunft lehrte, wie wenig Lebenskraft dieser seiner Ansicht innewohnte; der Staatenbund hatte seine Rolle ausgespielt, er sehnte sich danach, ein Bundesstaat zu werden.

Durch den Erfolg ermutigt, den Fröhlich mit seinem 1843 erschienenen „Tungen Deutsch-Michel“, einer Sammlung von geist- und witzsprühenden, in der Auffassung der Dinge oft einseitigen, gegen das von Deutschland her eingedrungene Demagogentum gerichteten Sprüchen sich errang, stellte sich Reithard in seiner „Radikalen Jesuitenpredigt“, die 1845 in Basel erschien und die poetische Bekräftigung des „belehrenden Wortes“ genannt werden kann, eine verwandte Aufgabe. In diesem formell an Schillers Kapuzinade erinnernden Spottgedicht,

das mit der Erwähnung der Klosterangelegenheit, der Jesuitenfrage und der Freischarenzüge beginnt, werden die Radikalen wiederum unbarmherzig hergenommen, und zwar glaubt sie der Dichter dadurch am wirksamsten bloßstellen zu können, daß er sie ihre möglichst schwarz und unheimlich gezeichneten revolutionären Pläne, ihre à tout prix sackpolitisch-egoistischen Prinzipien durch den Mund eines der ihrigen, des „Pater Incognitus, eines schweizerischen Mitgliedes des Ordens der Neujesuiten“ aussprechen läßt. Robert Weber nennt dieses Poem einen prophetischen Fluch, worin das „Wahre und Falsche bis zur völligen Charakterlosigkeit amalgamiert erscheint“. Ganz unrecht wird er wohl nicht haben, aber wenn wir uns bemühen, die Verse mit dem Geiste jener Zeit zu mustern, so fällt zum mindesten ein Teil des in diesen Worten enthaltenen Tadelns dahin. Lange Zeit hielt man Fröhlich für den Verfasser des Gedichtes; „ich mag ihm einstweilen den Namen gönnen“ schrieb Reithard an Gotthelf, „denn die Wahrheit würde mir höchst wahrscheinlich mit zerbrochenen Fenstern und schmutzigen Zeitungsartikeln bezahlt.“ Gotthelf widmete dem Schriftchen im Berner Volksfreund eine ausführliche, mit vielen persönlichen Ausfällen gespickte Besprechung, worin es unter anderem heißt: „Die gedachte Predigt ist ganz vortrefflich geeignet, den Schweizern die Augen zu öffnen. . . Die ist die beste tobiäische Augensalbe für alle, denen etwas Wüstes in die Augen gekommen, und wer so blind geworden sein sollte, daß er mit seinen Augen nicht mehr sieht als eine Kuh mit den Hörnern, den wieder sehend zu machen, das ist die Salbe imstande. Sie zeigt ihm, daß er es mit zehn Fingern fassen kann, die herrschende Begriffsverwirrung, die verruchte Jugendverkehrung, die grenzenlose Torheit, Belzebug durch Belzebug austreiben zu wollen.“ Die Jesuitenpredigt fand guten Absatz, „die fremden Gesandten kauften sie zu Duzenden.“ Bald war eine zweite Auflage nötig, die in Zürich herauskam, und schon jubelte der Autor: „Meine Arbeiten werden immer gesuchter, und diese endliche Anerkennung tut mir in mehr als einer Hinsicht wohl.“ Die Neuauflage hatte Reithard übrigens durch einen auf den zweiten Freischarenzug vom 1. April 1845 Bezug nehmenden Anhang vermehrt.<sup>66</sup>

Diesem letzteren Ereignis widmete Reithard bald darauf unter dem Titel „Auf dem Emmenfelde bei Luzern“ ein eigenes, episch-patriotisches Gedicht von ungleich höherem Schwung. Auch hier erteilt er von seinem subjektiv-konservativen Standpunkte aus einer grundsätzlichen Verdammung auch der berechtigten fortschrittlichen Bestrebungen die historische Sanktion; daher werden die Luzerner und ihre Bundesgenossen überschwänglich gepriesen als die Märtyrer des Rechts, als die wahren Helden, die einzig verdienen, die Nachkommen der alten Eidgenossen zu heißen. Daneben enthalten die 116 siebenzeiligen Strophen viele schöne und warme Stellen; nicht ohne Bewegung liest man auch heute noch die aus der Tiefe einer gefestigten Gottesfurcht kommende Mahnung, zum religiösen Sinn der Ahnen zurückzukehren und sich selbst nicht zu überheben:

Heil jedem, der die eigne Sternenwelt  
Nicht trennend zwischen Erd und Himmel stellt!

Auch das Vorwort, das „*Jacta alea est*“ überschrieben ist und aus dem Antihervegh stammt, weist auf diese religiöse Grundstimmung hin:

Herr, der mit festem Königstritt  
Auf den empörten Wogen schritt:  
Ich spüre deines Geistes Wehn  
Und werde stehn,  
Feststehn, ob alle Teufel grollten!  
Dir hab ich Treue zugesagt,  
Dir, dem auch Guttens Wort gegolten:  
„Ich hab's gewagt!“

Auf das nächste und letzte, ebenfalls anonyme Zeitgedicht, das den Titel trägt „Höchst wunderbarliche vaterländische Prophezeiungen auf das Jahr der Ungnade 1847“, treten wir nicht näher ein, da uns dasselbe trotz des pathetischen, manch gelungene Wendung enthaltenden „Nachwortes“ und trotz des Lobes, das Baumgartner dem Opus im „Freien Wort“ zollte, einen äußerst willkürlichen und kleinlichen Eindruck macht. Es bestätigt noch mehr als seine Vorläufer die Erfahrungstatsache, daß politische Prinzipien bisweilen mit der größten Energie und Hefigkeit und mit den höhnendsten Invektiven von solchen Männern verfochten werden, die früher im feindlichen Lager gedient haben.<sup>67</sup>

\* \* \*

Wir gehen zu den literarischen Unternehmungen über, denen sich Reithard in den letzten Lebensjahren widmete. Durch P. C. von Planta, den Redakteur des Pfeil des Tellen, einer schweizerischen Monatschrift für Volk, Wissenschaft und Politik, aufgefordert, beteiligte er sich eine Zeitlang an der Leitung der von Meyer & Zeller in Zürich verlegten Neuen Helvetia (1843), einer ebenfalls halb politischen, halb unterhaltenden Monatschrift, die das genannte Journal fortsetzte; doch sind seine Artikel nicht mit Sicherheit festzustellen, und der zweite, von dem liberalen Karl Hunziker-Schinz redigierte Jahrgang der Neuen Helvetia scheint dem konservativen Antipoden verschlossen gewesen zu sein. Dagegen stand die Eidgenössische Monatschrift, die 1845 die Neue Helvetia weiterführte, wiederum unter Reithards Ägide. Aber sie erschien womöglich noch unregelmäßiger als ihre Vorgängerin und brach mit dem sechsten Heft ab; weder die versprochenen letzten drei Hefte noch der angekündigte zweite Band konnten ausgegeben werden.

Im nämlichen Jahr 1845 begann der Dichter — ebenfalls bei Meyer & Zeller in Zürich — eine rein belletristische Zeitschrift, das Schweizerische Familienbuch zu edieren, in das er mit vollen Händen seine Erzählungen und Reisebeschreibungen, seine Balladen, lyrischen Gedichte und Rätsel streute. Unter

den Prosafage geschichten seien die einen glarnerischen Stoff behandelnde „Unterhaltung am Brunnen“ genannt, der unter ihrem zweiten Titel „Die Sage vom Leuggelbach“ Lehrer Hefsti in Ennenda vor zehn Jahren zu einer Neuauflage verhalf,<sup>68</sup> ferner die fesselnd geschriebene Skizze „Meine erste Reise“, in der Reithard die Unternehmungslust der eigenen Jugend mit frischen Zügen heraufbeschwor. Die hauptsächlichlichen Mitarbeiter des Familienbuches waren Reithards alte Freunde Wandlin und Looser, ferner seine uns bekannten literarischen Kollegen Geib, Rüenlin und Rueb; außerdem lieferten Beiträge seine Nichte Anna Huber, der wackere Metzgermeister Heinrich Cramer und der Theologe Heinrich Weber, der spätere langjährige Pfarrer von Höngg. Auch Jeremias Gotthelf hatte einen Beitrag gesandt, „Merkwürdige Reden, gehört zu Krebsligen zwischen zwölf und ein Uhr in der heiligen Nacht“. Da aber die Verlagsbuchhandlung ihre Zahlungen einstellen mußte und nur mit Mühe „ein ungeheures Falliment“ verhindert werden konnte, blieben ihre Zeitschriften geraume Zeit eingestellt, und der zweite und letzte Band des Familienbuches, an dessen Spitze Gotthelfs Reden sich finden, konnte erst 1847 erscheinen. Schon der Umstand, daß Gotthelf dem Freunde lediglich dieses wenig bedeutende opusculum sandte, das er ursprünglich für seinen Bernerkalender bestimmt, aber dann liegen gelassen hatte, zeigt, daß seine Hochachtung für Reithard im Schwinden begriffen war; als er dann wegen der ihm unbekanntem geschäftlichen Mißgeschick der Firma die Reden so lange nicht gedruckt sah, machte er diesem den Vorwurf der Liederlichkeit und tadelte ihn, daß er nur dann nach Lützelstühlschreibe, wenn er etwas wolle. Damit begann sich eine Mißstimmung vorzubereiten, die der empfindliche Reithard durch die ungehaltene Bemerkung verschärfte, Gotthelf habe ihn bei seinem Aufenthalte in Zürich absichtlich nicht besucht; mit Behmut erinnerte er sich und Gotthelf daran, daß ihm dieser einst — Ende 1839 — „bei seiner Abreise aus dem Kanton Bern einen Namen gab, welcher mich freilich in Hinsicht auf Jeremias Gotthelf zu hoch stellte, aber doch darum wohlthuend auf mich wirken mußte, weil mindestens der Ausdruck der freundlichsten Gesinnung darin lag.“<sup>69</sup>

Im Frühjahr 1847 faßte Reithard in Verbindung mit dem Verlagsbuchhändler Christian Beyel in Frauenfeld, seinem Jugendfreunde, den Plan, als Ersatz für die stagnierenden Alpenrosen eine Weihnachts- oder Neujahrs-gabe zu edieren, in der alle poetischen Kräfte der Schweiz sich vereinigen sollten. Er besprach den Plan mit Fröhlich, der anfänglich die Redaktionsgeschäfte mit ihm teilte. In den Briefen an die Mitarbeiter gab Reithard über sein idealpatriotisches, panhelvetisches Programm Auskunft; so lesen wir in seinem vom 3. Mai datierten Schreiben an Gottfried Keller: „Von Parteistellungen nehmen wir nicht die mindeste Notiz und halten dafür, daß es wahrhaft schmachlich wäre, wenn selbst die Sänger sich nicht in einem höheren Tone einigen könnten, und wahrhaft traurig, wenn ihr einstimmiges Zusammensingen, oder wenigstens ihr einträch-



## Auf. & Abwärts.

Aufwärts walt die Opferflam', Jochin, wo die Naure glänzen;  
Über die fihltaare Nannu Wünderbar die Willkatur krönen;  
Aufwärts, wo in jeder Stunde sich der Himmelstafel erfüllt,  
Das die Erde - Juch' im Juch', fahz im fahz - mit Lief erfüllt.

Aufwärts walt die Luft, die rein, sich vom Nebel zu befreien  
Und dem Lichte ganz alleine sich formen durch die Weifen;  
Aufwärts mit den Blumenfarben, mit dem Fall der Blumen, zieht  
Gottes Güte zu ergötzen, jüdelvolle der Erds. Lied

Aufwärts zieht das best' er Nothen aus der Erds Land & Naibe,  
Abwärts in ein fahzig Leben ziehen fottung, Lieb' u. Gladde;  
Aufwärts ad die Gnad' u der Güte, wenn es Nichthalbfragen ist -  
Aufwärts blüht die Pflanzengrüße; dort, im Himmel, zieht er Mühe.

Abwärts rinnen alle Fluten, alle Nothen, alle Gfallen -  
Ein befruchtigtes Verblühen - in das Grab der Maurewollen;  
Kriech' u. Kriech', Dornen u. Dornen, Juch' u. Juch' finken wieder,  
Ordnung's Liebesmofen, auf die Mühenworte wieder.

Abwärts zieht, in Pflicht u. Naibe, was zum Nothen ward gefchaffen,  
Und dem Leiden, wie dem Laibe, fahz' u wie Grab & Gnad' kaffen;  
Abwärts vollen Jafon, Pfollen - immer abwärts - auf den Darg,  
Das die Juch', die rufenollen, nicht Erdengilgawt baeg.

Abwärts vollen die zarten Walle in das Meer der Ewigkeiten  
Und es wäifet & wäifet die Dignelle, auf! mit der wir abwärts gleiten;  
Och, da wird der Tag zur Kunde, Juch', da wird das Juch' zum Tag -  
Und wir fahz' am Grabes Pfunde, auf! der Geist ab fahre mag.

Darum aufwärts, aufwärts wendet nicht Juch' u. immer draken!  
Nicht den Maßfen fahz' verpfändet, die tun in den Naub unpfunden;  
Über die Flügel, wagt die Dornen nach Eketen, Lieb' u. Lief,  
Daß wir frei auf's Meer fahzungen, wenn das mochte fahzige briff!

Winnachtmorgen 1850

Reithard



tiges, nicht auch zur Befänstigung der vielfach Verstimmtten und mit einander Maulenden beitragen könnte.“ Das Projekt fand überall lebhaften Anklang, und Reithard konnte sich rühmen, daß sich unter seiner Leitung Männer, die sich im politisch gespalteneu Leben „nicht anders als feindlich begegnen, sehr gut nebeneinander vertragen.“ So war, um ein Beispiel zu bringen, der Aargau durch Eduard Dorer, Döffel, Fröhlich, Augustin Keller, Tanner, Wagner von Laufenburg und Bischoffe vertreten; von den übrigen Namen heben wir Bandlin, August Corrodi, Alphons von Flugi, Karl Rudolf Hagenbach, Anton Henne, Professor Gottinger, Franz Krutter, Looser, Friedrich Oser, Pfyffer zu Neuen, Balthasar Reber, Schnyder von Wartensee, Jakob Stuz, Salomon Tobler, Friedrich von Tschudi, Heinrich Weber hervor. Gottfried Keller hatte die siebzehn Ghafelen gesandt, die später (1851) in seinen Neuen Gedichten erschienen. Da aber Reithard wegen der starken Beteiligung nur zwei Dritteile der Einsendungen aufnehmen konnte, wurden die Ghafelen nachträglich mit sechs Sonetten und drei anderen Gedichten vertauscht. Im Begleitschreiben hatte Keller dem Sammler zu seiner Wünschelrute gratuliert, mit der er vaterländische Poeten zitiere, und dieser antwortete voller Hoffnung, im ganzen werde das Büchlein geeignet sein, der Schweiz im Ausland Respekt zu verschaffen.<sup>70</sup> Gotthelf hatte nach langem Sträuben — denn ihm war auch der Verleger Beyer, der ihm einst den „Sylvestertraum“ verloren und mit dem er häufig „gekeffelt“ hatte, ein Dorn im Auge — die Novelle „Die Veröhnung des Ankenbenz und des Hinghans, vermittelt durch Professor Zeller“ zur Verfügung gestellt. Wegen der allzu durchsichtigen politischen Anspielungen sah sich Reithard genötigt, sie dem Verfasser zu retourneren, der sie übrigens auch später nie separat herausgab, sondern sie lediglich als Vorarbeit zu dem 1852 erschienenen „Zeitgeist und Bernergeist“ betrachtete. So kam der Almanach, dem Reithard in letzter Stunde den Namen „Neue Alpenrosen“ gab, trotz all seiner Bemühungen ohne eine Beigabe Gotthelfs auf den Markt, eröffnet von dem Bild und der Biographie Schnyders von Wartensee. Doch fand nochmals eine Einigung statt, denn im zweiten Jahrgang ist Gotthelf nicht nur mit seinem Bildnis und seinem Lebensabriß, sondern auch mit der Erzählung „Eine alte Geschichte zu neuer Erbauung“ vertreten. Im übrigen sandten für diesen Band mehrere der früheren Mitarbeiter, ferner Jakob Kübler, Theodor Meyer-Merian und andere ihre poetischen Spenden. Der geplante dritte Jahrgang kam nicht mehr zustande, da Fröhlich auf 1850 die alten Alpenrosen wieder eröffnete. Über all die Intriguen und Mißverständnisse, die dabei eine Rolle spielten, habe ich anderswo ausführlich Auskunft gegeben; ich kann sie hier füglich übergehen.<sup>71</sup> Reithard fühlte sich mit Recht gekränkt und zurückgesetzt, besonders da in der Ankündigung der Alpenrosen auf 1850 mit keiner Silbe auf seine Neuen Alpenrosen hingewiesen oder Bezug genommen wurde, und es ist ihm nicht zu verargen, daß er in der Rezension, den er dem Fröhlich'schen Almanach in der Eidgenössischen

Zeitung widmete, seine Bitterkeit nicht zu unterdrücken vermochte.<sup>72</sup> Die dauernde Mißstimmung, die infolge all dieser Vorkommnisse zwischen Fröhlich und ihm eintrat, besiegelte auch den Bruch mit Gotthelf, da dieser die Sachlage lediglich in der Beleuchtung Fröhlichs erfuhr. Der damalige Briefwechsel zwischen den beiden Theologen enthält manches bittere, wegwerfende Wort über Reithard, das dieser sicherlich nicht verdiente, und wir können es lediglich als ein Symptom nervöser Überreizung betrachten, wenn Gotthelf über seinen einstigen Freund, der ihn allzeit aufrichtig verehrte und dieser Verehrung unermüdet und mit herzlichster Wärme öffentlichen Ausdruck gegeben hatte, die bösen Worte prägte: „Übrigens wundert mich Reithards Betragen gegen die Alpenrosen gar nicht; ich kannte ihn schon lange als einen neidischen, schlechten Kerl, der sich für den Unvermeidlichen hält. . . Man muß ihn nur unerbittlich bei Seite lassen, dies ist das beste Mittel, ihn zu zähmen.“<sup>73</sup> So sehr Reithard Gotthelfs temperamentvolle Kälte schmerzte, er vergalt nicht gleiches mit gleichem; der Nekrolog, den er auf die Kunde von Gotthelfs Tod (1854) für die Eidgenössische Zeitung schrieb, macht dem Charakter des vielgeschmähten Mannes alle Ehre; er beweist, daß dieser Vitius trotz aller Differenzen stets die gleiche Hochschätzung bewahrte. Übrigens waren es wohl weniger äußere Begebenheiten, die die Lösung dieses Freundschaftsverhältnisses veranlaßt hatten. Die Charaktere der beiden Männer waren zu entgegengesetzt geartet. Hatte der persönliche Verkehr in den ersten Jahren ihrer Bekanntschaft dank der Übereinstimmung in politischen und religiösen Fragen und dank den gemeinsamen literarischen Interessen diese Verschiedenheiten oft im Lichte günstiger Ergänzungen erscheinen lassen, so nahmen sich bei der örtlichen Entfernung, die eine stete gegenseitige Aussprache, die Möglichkeit detaillierter Rechtfertigungen und Entschuldigungen nur beschränkt gestattete, namentlich gewisse Eigenschaften Reithards, so seine unpraktische Gutmütigkeit, seine Empfindlichkeit, sein unsteter Wandertrieb, seine offenherzige, jedem geschäftlichen Zwang abholde Junggesellenförglosigkeit, weit weniger vorteilhaft aus. Es ist anzunehmen, daß die Freundschaft, hätte sie diesen Sturm überdauert, einem nächsten zum Opfer gefallen wäre, denn ihre Wurzel war abgestorben, ihre Zeit war vorbei.

Die beiden Jahrgänge der Neuen Alpenrosen bedeuteten in verschiedener Hinsicht keinen sehr glücklichen Wurf. In dem Bestreben, möglichst alle Poeten der Schweiz zu Worte kommen zu lassen und auch jungen, noch unentwickelten Talenten die Tore zu öffnen, hatte Reithard sehr viel Mittelgut aufgenommen, und unter seinen eigenen Spenden stehen die Erzählungen mit ihrer widerlich-sinnlichen Realistik auf einem ziemlich tiefen ästhetischen Niveau. Gottfried Keller faßte in einem Briefe an Dörfel seine alte Verehrung für Reithard und sein Urteil über den Almanach in die derben Worte zusammen: „Daß Ihr an den Reithardschen Alpenrosen — ja wohl Rosen, wie sie die Kühe legen — genug bekommen habt, ist mir eine große Satisfaktion. Ich habe diesen literarischen

Schweinepriester schon lange gekannt.“<sup>74</sup> Und doch hatte er sich zwei Jahre vorher ohne weiteres bereit erklärt, Beiträge in den Almanach zu geben!

Statt der Neuen Alpenrosen gab Reithard auf die Jahre 1850—1852 einen Schweizerischen Volkskalender heraus, der vom zweiten Band an den Titel *Helvetia* führt. Der erste Jahrgang enthält noch eine Reihe von Stücken, die ihm für den dritten Band der Neuen Alpenrosen zur Verfügung gestellt worden waren; wir finden hier Gedichte von Dörfel, Minnich, Dser, Senn, Tanner, Stutz und andern, ferner das erste gedruckte Poem von Heinrich Leuthold, das wir kennen; im zweiten und dritten Band ist Reithard fast der einzige Autor, es wechseln Erzählungen, Sagen, Reiseschilderungen, Lebensbilder (Michael Schüppach, Bräker, Kleinjogg, Lavater) mit Balladen und lyrischen Gedichten seiner Feder. Im Jahr 1852 gründete Reithard außerdem eine vornehm ausgestattete Zeitschrift in großem Format, die „Frühlingsblätter“, die er ebenfalls fast allein speiste. Sie brachten es trotz der hübschen Bilder und trotzdem sich Reithard mit seinen Novellen und Balladen sichtlich große Mühe gab, nur auf vier Hefte; am wertvollsten ist sein Artikel über „Die neuesten Erscheinungen der schweizerischen Literatur“ und die „Kindergeschichten“, in denen er eigene Jugenderinnerungen verwertete.

Haben die sämtlichen bis jetzt genannten Publikationen die Prätention literarischer Periodika, die mit den belletristischen Zeitschriften des In- und Auslandes in Konkurrenz treten wollten, so gehören der Familienkalender vom Jahr 1845, der Republikanerkalender, dessen Redaktion Studer in Winterthur ihm vom Jahrgang 1852 an wieder übertrug, und der Zugerkalender,<sup>75</sup> den er auf 1856 und 1857 besorgte, zur eigentlichen Unterhaltungslektüre des Volkes, für das nach der damaligen Anschauung auch etwas derbe und weniger gewählte Kost genügte.

Außerdem war Reithard Mitarbeiter einer großen Zahl von schweizerischen und deutschen Journalen und Almanachen; da sein Nachlaß nicht mehr vorhanden ist, hängt die Auffindung dieser Aufsätze, Novellen und Gedichte von Zufälligkeiten der verschiedensten Art ab, und ich bin mir wohl bewußt, daß das Resultat meiner Nachforschungen nur ein lückenhaftes sein kann. Im Jahr 1843 gründete Carl Gutknecht in Bern, der spätere Verleger der Berner Zeitung, das Neue Schweizerische Unterhaltungsblatt, das — eine Seltenheit für die Schweiz — 29 Jahrgänge erleben sollte; er versicherte sich von Anfang an der Mitwirkung Reithards, dessen Name neben dem Gotthelfs im ersten Band sogar auf dem Titelblatt figurierte, und brachte bis 1857 fast jedes Jahr Poesien und Erzählungen des Zürcher Dichters. Auch in dem Jugendalmanach, den der als Herausgeber sich stets Gutmann nennende und nur als Verleger den wahren Namen beibehaltende Gutknecht auf 1853 edierte, ist Reithard vertreten. Ferner unterstützte er die Frauenzeitschrift *Penelope* seines Freundes Loojer (1846—1848), die von Friedrich von Tschudi in St. Gallen redigierte *Illustrierte Zeitschrift*

für die Schweiz (1850—1852), die ein helvetischer Appendix der Stuttgarter Illustrierten Zeitschrift war, den Illustrierten Kalender für die Schweiz 1851, die Alpenrosen 1850—1852, das Album vaterländischer Dichter, das Robert Weber 1851 auf Zürichs Bundesfeier herausgab, und das 1852 eine zweite vermehrte Auflage erlebte, die 1852 von dem deutschen Flüchtling Wilhelm Zimmermann ins Leben gerufene Helvetia, die St. Galler Blätter für häusliche Unterhaltung 1856, das Album lyrischer Originalien von Oser (1858) und die beiden Publikationen des literarischen Vereins in Bern, zu dessen Mitgliedern Reithard zählte, nämlich die Festgabe auf den 21. und 22. Juni 1853 und das Album vom Jahr 1858. Deutsche Periodika, in denen Reithards Name zu treffen ist, sind das vornehm gehaltene, bei Cotta in Stuttgart verlegte Morgenblatt für gebildete Stände (1845 und 1846), das fast alle literarischen Berühmtheiten jener Tage in sich vereinigte, die von Stöber und Otte herausgegebenen, in Basel gedruckten Elsässischen Neujahrsblätter 1846, die Münchner Leuchtkugeln (1850), die die Geschichte der Gegenwart mit satirischen „Randzeichnungen“ glossierten, die von Braun und Schneider in München redigierte Hauschronik 1852, Christian Schads Deutscher Musenalmanach 1853—1857, Gruppes Deutscher Musenalmanach 1853. — Auf das Einzelne einzutreten, fehlt der Raum; ich möchte lediglich die interessant und warm geschriebenen Aufsätze über Augustin Keller und den 1849 verstorbenen Karl Rudolf Tanner namhaft machen, die in der Illustrierten Zeitschrift sich finden. Mit dem letzteren verband Reithard eine dichterische Freundschaft, die durch die entgegengesetzten politischen Ansichten der beiden nicht im mindesten gestört wurde.<sup>76</sup> Das Lebensbild Tanners zeigt bei aller Überschätzung von dessen poetischen Eigenschaften Reithards schlagkräftige Darstellungsgabe im schönsten Lichte und läßt uns aufs neue bedauern, daß er diese Seite seiner Begabung nicht prinzipiell pflegte und vertiefte. Ich würde um ein Bändchen literarischer oder kulturhistorischer Essays mancher seiner Balladen und vorab die Mehrzahl seiner Prosaerzählungen ohne weiteres preisgeben.

Unter den die Buch- oder Broschürenform aufweisenden literarischen Publikationen, die in die letzte Lebenszeit Reithards fallen, ist zuerst die Novelle „Die Jesuiten in Freiburg“ zu nennen, die 1848 und in einer zweiten Titelausgabe 1851 bei Beyel in Frauenfeld erschien. Sie ist ein typisches Beispiel für die belletristische Prosa-schriftstellerei ihres Autors und wirkt mit ihren widerwärtig-grausamen und ans Obzöne streifenden Schilderungen direkt abstoßend. Ihr und den meisten der zahlreichen Erzählungen Reithards, deren Stoff fast ausnahmslos der schweizerischen Sage, Geschichte und Tagespolitik entnommen ist, fehlen die innere Wahrheit und die eigentlich künstlerische Berechtigung. Im Zeichen der Sensationslüsternheit stehend, machen sie der Menge viel zu große Konzessionen. Wohl finden wir überall gelungene Natur- und Zeitschilderungen, die Personen sind bisweilen mit feckem Griff dem realen

Leben entnommen; aber trotz mancher gelungenen Ansätze gebricht es dem Ganzen an der Vertiefung, immer bevorzugt Reithard das Übertriebene und Blutrünstige, das Groteske und Bizarre auf Kosten einer edeln Durchführung. Dadurch werden die Gestalten im Guten und Bösen verzerrt oder zu Puppen einer aufdringlichen moralischen Tendenz, die Tragik wirkt unnatürlich und der Humor geschraubt und erzwungen. Es mangeln jene feinen Übergangslinien, welche dem Leben eigen sind und den Künstler mahnen, weise Maß zu halten. Der Stil ist stets gewandt und flüssig, aber Reithard vergaß häufig, daß die nämliche interessante Diktion, die als ein Vorzug des Journalisten angesehen wird, dem Novellisten zum Nachteil gereichen kann. Es gibt eine Geläufigkeit des Ausdrucks, die einen Zeitungsartikel eigenartig und unterhaltend gestaltet, die aber, vom Dichter gebraucht, vornehmlich konventionell wirkt; denn diesem schafft der Stoff die Form, sie darf nicht das Kleid sein, das nach Belieben irgend einem Inhalt übergeworfen wird. Eines versteht Reithard stets hervorzubringen, Spannung, aber nicht eine Spannung, die auf der seelischen Anteilnahme an der Entwicklung einer Handlung basiert; wir haben es bei Reithard fast lediglich mit dem sinnlichen Kitzel zu tun, wie ihn unerhörte Vorgänge, verbrecherische Charaktere, geheimnisvolle Situationen und teuflische Konflikte mit Naturnotwendigkeit erzeugen. Diese naive Sucht, den Leser durch schmutzige Auftritte und Greuel szenen hindurchzuheben, hat Reithard, soweit sie nicht in seiner Naturanlage begründet ist, zweifelsohne Eugène Sue abgelauscht, dessen Bücher damals mit Vorliebe verschlungen wurden.

Auf eine einzige Erzählung trifft diese Beurteilung in keiner Weise zu; sie ist betitelt „Der Tag zu Zürich“ und gehört zu den Kundgebungen, welche 1851 die fünfshundertjährige Feier von Zürichs Eintritt in den Bund der Eidgenossen hervorrief.<sup>77</sup> Der anonyme Dichter begeht hier eine Mystifikation; er legt dem Publikum drei Briefe aus dem Jahr 1351 vor, die nebst andern Schriften angeblich im Getäfer eines Luzerner Patrizierhauses gefunden wurden. Diese Briefe schrieb, wie wir in dem „Notwendigen Vorwort“ lesen, der Junker Hans von Moos, der seinen Vater, den Gesandten Luzerns, zur Bundesfeier nach Zürich begleitet hatte, an seine Mutter; der zweite Brief enthält außerdem Auszüge aus der Hauschronik der Familie Schwarzmurer zum Kiel, bei der die beiden Luzerner zu Gast waren. Es ist, als ob der alte Chronikstil, in dem das Büchlein abgefaßt ist, Reithards Phantasie von vornherein in Schach gehalten hätte; wir stoßen hier auf keine unnötigen Floskeln und Hyperbeln; das Ganze ist knapp und einheitlich gehalten und weist reizende Details auf. Reithard selbst nennt die Schrift irgendwo „eine Persiflage des Eicherischen Regiments unter der Firma des Brunschen“; aber wenn er auch Rudolf Brun keineswegs glimpflich behandelt und seine historisch-politische Bedeutung nicht oder nur widerwillig gelten lassen will, die Tendenz wird — wohl aus persönlicher Vorsicht — nirgends bloßgelegt, und wir denken heute nicht im entferntesten daran,

daß unter dem Bürgermeister, der, „wann er redet, den Zeigfinger der rechten Hand strecket und thuot, sam er damit in die offen Link schrieb“, Alfred Escher zu verstehen ist. Auf alle Fälle legt das Büchlein von dem außerordentlichen Geschick Reithards, historische Stoffe zu meistern, das beste Zeugnis ab, und wir bedauern, nicht mehr solcher Dokumente zu besitzen.

Im gleichen Frühjahr 1851 entstand eine andere Dichtung Reithards, die ihren Verfasser ebenfalls nicht nennt, „Die Todesnacht auf dem Walensee“. Sie schildert das traurige Schicksal, das der Dampfer Delfhin in der Nacht vom 16. auf den 17. Dezember 1850 erlitt; eine Viertelstunde vor seiner Einfahrt nach Weesen begruben ihn die sturmgepeitschten Wellen mitsamt seinen dreizehn Insassen. Als Gelegenheitsdichtung betrachtet, ist die „Todesnacht“, die bei ihrem Erscheinen großes Aufsehen erregte, hervorragend konzipiert, und wir bewundern die metrische und sprachliche Gewandtheit ihrer 142 siebenzeiligen Strophen; sobald man aber den Maßstab strenger literarischer Kritik an das Werklein legt, zeigen sich da und dort Schwächen. Die fatalistische Gestalt des Todesboten tritt darin entschieden zu stark in den Vordergrund, so daß ein Schicksals-epos entstand, das den Menschen zum blinden Werkzeug einer höheren Gewalt macht. Eine feinere, diskretere Behandlung hätte nicht nur den sittlichen Zweck weniger offenkundig dargetan, sondern die Gesamtwirkung gesteigert und zu einer knapperen und strafferen Gestaltung der Situation, die im übrigen an Gustav Schwabs „Gewitter“ erinnert, gedrängt. Aber trotz alledem müssen wir der Schilderung der düsteren, unheimlich-unheilswangeren Nacht, die den realistisch-dämonischen Hintergrund zu den einzelnen ergreifenden Stimmungsbildern abgibt, unsere volle Anerkennung zollen, und wir empfinden hohe Achtung vor der ethisch-religiösen Basis, auf der das Ganze aufgebaut ist:

Und hätte selbst das höchste Menschenlos  
In jener Nacht auf jenem Schiff gefessen,  
Sein Träger läge jetzt im Flutenschloß,  
Dem Ärmsten gleich, der unter Sand und Moos  
Im Frieden schläft, von aller Welt vergessen;  
Und in des Schädels dünkeltvollen Schrein  
Zög jetzt verheerend Mολch und Viper ein.

Drum wahr die Liebe! Laß dein Bruderherz  
Der ganzen Menschheit warm entgegenwallen!  
Streb aus dem Staube heimat-, himmelwärts!  
Dann magst du wohl in jähen Todeschmerz,  
Doch nimmermehr aus Gottes Gnade fallen;  
Und selbst auf einem sinkenden Delfhin  
Zährst sicher du zum rechten Ziele hin.

Im Herbst 1853 gab Reithard — im Verlag der Literarischen Anstalt F. Rütten zu Frankfurt am Main — sein Haupt- und Lebenswerk, die „Geschichten und Sagen aus der Schweiz“, an die Öffentlichkeit. Er hielt sich seit Jahren nicht mit Unrecht als „so ziemlich den einzigen anerkannten Balladen-



dichter der Schweiz", und der Badenser Ignaz Hub bekam von ihm privatim und publice — das letztere namentlich in dem erwähnten literarischen Artikel der „Neuen Schweiz“<sup>78</sup> — böse Worte zu hören, weil er in der zweiten Auflage (1849) seines Sammelwerkes „Deutschlands Balladen- und Romanzendichter von G. A. Bürger bis auf die neueste Zeit“ Reithard übergangen hatte, trotzdem er in der Ankündigung auch seinen Namen genannt, und weil in dem Buche dieses „Hungerleiders“ und „literarischen Commis voyageurs“ die Schweiz lediglich durch Fröhlich, Henne und Reber vertreten war. Die „Geschichten und Sagen“ weisen Reithard insofern einen Platz unter den Epigonen des schwäbischen Dichterkreises an, als vor allem die Liebe zur Heimat und ihrer Vergangenheit diese langvorbereitete Balladensammlung Reithards veranlaßte. Die schweizerische Dichtung jener Jahre gefiel sich überhaupt mit Vorliebe in der Nachahmung Uhlands, und der Umstand, daß Reithard den ersten Band der Neuen Alpenrosen dem schwäbischen Meister widmete, hat eine ihm unbewußte symbolische Bedeutung. Man werfe einen Blick in Schießers „Heiligen Gallus“, in Rudolf Müllers „Bilder und Sagen“, in Flugis „Volksagen aus Graubünden“ und seinen „Prättigauer Freiheitskampf“, in Gramers „Schlacht bei St. Jakob“, in Küblers „Gedichte“, in Rebers „Burgunderschlachten“ und in die zerstreuten Balladen Wagners von Laufenburg — überall schwebt der Geist Uhlands und des alten Kauschbart über den Wassern, und auch als Fröhlichs Epen aus der Taufe gehoben wurden, befand sich Uhland unter den geladenen Gästen. Reithard gehört in die erste Reihe dieser Troubadours, aber wir dürfen nicht verschweigen, daß er das poetisch-patriotische Ideal, dem er nachjagte, seinem Volke ein klassisches Balladenbuch zu schaffen, nur zu einem kleinen Teil erreichte. Mit Conrad Ferdinand Meyers Geschlossenheit vermag er in keinen Wettbewerb zu treten, und es ist nur schwer verständlich, wie die Frankfurter „Didaskalia“ sagen konnte, daß sich Reithard durch eine „ursprüngliche, selbstdenkende und selbstschöpferische Kraft bedeutend und groß“ von den Jüngern der schwäbischen Schule unterscheide; nur eine durch persönliche Beziehungen zum Poeten oder zur Verlagsbuchhandlung getriebene Kritik konnte die Sätze prägen: Reithards Balladen „sind der schönste und kräftigste An- und Nachklang der Uhlandschen Dichtung, ohne daß man in ihnen einen Augenblick das innerst selbständige Leben und Weben, die eigensten Gedanken und Formen vermißt, die das Merkmal der echten Poesie sind. Der Dichter folgt nirgends leibeigen dem großen Meister, er trägt wohl sein Panier hoch empor, aber stets als sein Waffenbruder, nie als sein Knappe.“<sup>79</sup>

Im Streben nach Vollständigkeit ging Reithard viel zu weit. Da er sein Werk nach Kantonen ordnete, war er, um jedem das Seine zu geben, oftmals gezwungen, um spröde und undankbare Mythen, die eine dichterische Bearbeitung nicht verdienen, den Mantel seiner Kunst zu werfen. Er war sich — ganz im Gegensatz zu Uhland — viel zu wenig bewußt, daß alle poetische Liebesmühe um-

sonst ist, wenn in der Sage selbst keine poetischen Elemente enthalten sind; seine Muse glaubte oft durch Geschwägigkeit, Reimfertigkeit und Mannigfaltigkeit des Strophenbaues die Leere des Inhaltes verdecken zu können.

Aber für manche trockenen Partien werden wir durch einzelne Perlen echter Poesie entschädigt, durch Stücke, die in bezug auf Beherrschung und Behandlung des Stoffes und der Form ihrem Verfasser nur Ehre machen. Allbekannt sind die die unbezwingbare Jagdleidenenschaft verherrlichenden „beiden Gemsjäger“, die trotz ihrer Länge auch in den Augen Gottfried Kellers Gnade fanden, so daß er sie in die Neuaufgabe des von ihm bearbeiteten Bildungsfreundes<sup>80</sup> aufnahm. Man kann sich zwar fragen, ob der heiniisch-aprosdoketische Schluß notwendigerweise eine solch ausführliche Vorbereitung zur Voraussetzung haben mußte, aber man wird trotzdem Julius Stiefel recht geben, der folgendes Urteil fällt: „Trefflich stimmt der heitere Ausgang zu den hellklingenden Anschlag=akkorden dieser in ihrem Zentrum am Rand einer tragischen Katastrophe hingleitenden Ballade.“<sup>81</sup> — Eine zweite Dichtung aus diesem Gebiet, den ebenfalls schon früher erwähnten „alten Gemsjäger“, halte ich für psychologisch tiefer. Obgleich die reale Basis, auf der sie sich erhebt, weniger glänzend und weniger dramatisch ist, ragt sie mit der lebensvoll und charakteristisch gezeichneten Figur des greisen Weidmanns weit ins Gebiet des allgemein Menschlichen hinein. Dieser hat den Gipfel des Wiggis erklommen; still und in Gedanken versunken schaut er in das von Nebel durchflutete Tal und zu der Berge Reihen hinüber, die stolz und groß erglühen. Die warme Jahreszeit ist zur Küste gegangen, und die Herbststimmung hält als eine Ahnung nahenden Geschicks auch im Gemüt des rechtschaffenen, bescheidenen und gottesgegebenen Jägers ihren Einzug. Plötzlich dringen Nebel in die Höhe, es wird ringsum Nacht, und der Berggeist rollt einen dichten Flor um des Alten letzte Stunde, die ihn beim Niedersteigen ereilt.

Doch als der Frühling wiederkam  
Mit frischem Schmuck der Flur,  
Der Winter habend Abschied nahm  
Und in die Firne fuhr,  
Als rings mit Horn- und Glockenschall  
Die Herden und die Hirten all  
Durch des erneuten Grases Wogen  
Auf die befreiten Alpen zogen:

Da fanden sie in frischem Grün,  
Hart an des Weges Spur,  
Gelehnt an einen Felsen ihn,  
Es schien, als schlief er nur.  
Die Büchse, seine Lebens Lust,  
Sie ruhte treu an seiner Brust;  
Und vom Gebet, das ihn gereinigt,  
Hat er die Hände noch vereinigt.



REITHARD

Nach einer Kohlenzeichnung von Rudolf Koller



Ein Bild edelster Plastik ist das Gedicht „Die Linde zu Freiburg“, dessen wohl disziplinierte künstlerische Knappheit in einem dem Stoff entsprechenden musikalisch auf- und abwogenden Rhythmus prangt:

Zu Freiburg auf dem Rathausplatz  
Steht eine Linde;  
Leis rauscht ihr grüner Blätterschatz  
Im kühlen Winde.  
Die Linde, die da rauscht so leis,  
War einst ein fast verwelktes Reis . . .

Unter die guten Stücke der Sammlung sind ferner „Der starke Großvater“, „Die Entstehung der Schweizerberge“, „Das Geistergeläute“ zu zählen. Daneben äußert sich auch in der Balladenammlung Keithards Vorliebe für das Grauenvolle und Wunderbare; ihm ist wohl, wenn er in mitternächtlich-gepenstlichen Zauberphantasien schwelgen kann. Bisweilen tat er des Guten nur zu viel, doch zwang ihn die gebundene Form zum Maßhalten und verunmöglichte die Übertreibungen, die uns die meisten seiner Erzählungen ungenießbar machen. Ja, wir haben oft das Gefühl, daß in den unheimliche Situationen behandelnden Balladen die künstlerische Notwendigkeit am reinsten hervortritt. Es führen hier gut sichtbare Fäden zu Bürger hinüber, an den er sich unbewußt und bewußt bisweilen anlehnt, und mit dem ihn eine gewisse innere Verwandtschaft verbindet. Aber Keithard konnte dem Drang, sich auszuleben, bei seiner Ehelosigkeit und seinen strengen moralischen Prinzipien nicht nachgeben, daher flüchtete sich dieser lediglich in seine Phantasie und spielte dem Dichter, ohne daß er eine Ahnung davon hatte, manchen Streich. Hier ist nach meiner Ansicht der Hauptgrund zu suchen, warum die trefflichere, sinnensällige Realistik, über die Keithard verfügte, so oft auf Abwege geriet und mit der reinsten Absicht schlüpfrige und schmutzige Pfade bevorzugte. Zu den bedeutendsten Balladen der gespenstisch-dämonischen Ordnung zählen „Die Geister von Greifensee“, „Der Schmied von Surawa“, „Der Scharfrichter von Zürich“, und wenn Theodor Fontane die letztere in sein „Deutsches Dichteralbum“ aufnahm, so ist das ein Zeichen, daß auch er die psychisch-ästhetische Notwendigkeit spürte, aus der sie entstanden.

Auch aus seiner humoristischen Ader wußte Keithard manche Ballade zu speisen. Unter den von ihr geschaffenen burlesken Situationen und von derber Komik gesättigten Gestalten seien die drei heimwehkranken Rapperswiler Handwerksburischen herausgegriffen, die er in dem Gedicht „Die drei Kreuze auf dem Hurdensfelde“ verlegen und ängstlich im Böhmerwalde herumirren läßt; die freudige Verblüffung, als ihr Wunsch, an die Ufer des Zürichsees versetzt zu werden, plötzlich in Erfüllung geht, ist in einer ergötzlichen, lebensvoll-naturwahren Weise geschildert. Aus dem Gesagten begreift sich leicht, daß Keithard sich vortrefflich zum Legendendichter eignete; in der Tat sind der Theodul- und

der Notkerzyklus gute Proben für die ungekünstelte, volkstümliche Behandlung eines Stoffes, der hauptsächlich durch seine Naivität wirken soll.

Reithard wollte, daß seine Geschichten und Sagen der Gegenwart nicht nur zur müßigen Unterhaltung dienen, sondern ihr den unverfälschten Freiheits- und Opfer Sinn früherer Tage wie in einem Spiegel vorhalten möchten. Wenn in dem damaligen Treiben oft außer acht gelassen wurde, daß die Geschichte eines Landes sich nicht von heute auf morgen neu konstruieren läßt, und daß man die Fäden, die zur Vergangenheit führen, nicht ungestraft zerreißen kann, so eignet Reithard eine historische Auffassung der Ereignisse. Er widmete sein Werk der schweizerischen Bundesversammlung. „Es ist ein vaterländisch Werk,“ sagt er in seinem vom 29. Dezember 1853 datierten Schreiben an Bundespräsident Rätz, „das ich den Vertretern der Schweizernation mit dem stolzen Gefühle weihe, diesem Volke und seiner von Gott gesegneten Heimat ganz und gar anzugehören. Und gelang es mir, einigen Beifall zu erwerben, so falle dieser ausschließlich auf mein Vaterland zurück, von welchem ja das Beste stammt, was diese Dichtungen enthalten.“ Diese Dedikation brachte ihm ein warmes Dankschreiben der Bundeskanzlei ein<sup>82</sup>; auf der andern Seite ist sie ein Zeichen, daß Reithard trotz seiner innig konservativen Liebe für die Vorzeit die historische Notwendigkeit und Zweckmäßigkeit der neuen Verfassung nunmehr voll anerkannte. Im Einleitungsgebidicht hat er zudem Worte gefunden, die das Ideal unseres Republikanertums in einer einzigartigen, klassischen Weise feiern:

Nicht vor einen Königsthron  
 Will ich meine Lieder tragen;  
 Als ein treuer Schweizerjohn  
 Weih ich euch der Schweizer Sagen,  
 Euch, den Männern freier Wahl,  
 Hochgestellt vom eignen Volke,  
 Das da stimmt vom tiefsten Tal  
 Bis hinauf zur Donnerwolke.  
 Traun, es hebt den edeln Stolz,  
 Dazustehn auf solchen Stufen,  
 Nicht durchs trockne Stammbaumholz,  
 Durchs lebendge Wort berufen.

Es erübrigt noch, zwei Werke Reithards zu erwähnen, die weder politischer noch poetischer Natur sind, sondern ins Gebiet der kulturhistorischen und geographischen Schriftstellerei gehören. Das eine ist der „französisch abgefaßte Text zu den Costumes Suisses“, den ich nicht mit Sicherheit nachzuweisen vermag, das andere der erläuternde Text zu dem Prachtwerk Maler Ulrichs „Die Schweiz in Bildern“, das in den Jahren 1853—1856 erschien.<sup>83</sup> Zu dieser Arbeit befähigte ihn nicht nur sein ausgeprägter Sinn für die Schönheiten der Natur, sondern vor allem sein ungewöhnliches geographisches und geschichtliches Wissen, über das er jederzeit verfügte, und es ist ein sicherer Beweis für die Trefflichkeit dieser Schilderungen, daß sie von Conrad Ferdinand Meyer

ins Französische übertragen wurden. In diesem Zusammenhang möchte ich auch auf den außerordentlich aufschlußreichen „erläuternden Nachtrag“ zu den Geschichten und Sagen hinweisen, der uns bedauern läßt, daß Reithard seinen Plan, eine wissenschaftliche Abhandlung über „das schweizerische Sagenwesen“ und eine Sammlung der Sagen „in ihrer einfachen Urform“ herauszugeben, nicht verwirklicht hat.

\* \* \*

Das Privatleben Reithards hatte auch in Zürich einen stillen Verlauf. Er eröffnete zunächst, mit Hilfe seiner Schwester eine Pensionanstalt für auswärtige Besucher der Kantonschule; aber mit den Zöglingen stellten sich zugleich allerhand unerquickliche Intriguen und Sorgen ein, so daß er die Anstalt schon Ende 1843 wieder schließen mußte.<sup>84</sup> Die Geschwister waren genötigt, häufig die Wohnung zu wechseln; von der Geduld am Zeltweg zogen sie an die Gemeindefraße, in den Jahren 1846–1848 wohnten sie wieder am Zeltweg, in dem *Kaipe* zubenannten Haus, das im Volksmund Kaipe hieß, und 1849 am Klobsbach. Im Frühjahr 1850 lösten sie den gemeinsamen Haushalt auf, Reithard zog in die Stadt und hauste zunächst im Büchsenstein gegenüber dem Rathaus und seit 1854 in der hohen Eich an der Steingasse. — Im Sommer 1843 unternahm Reithard im Auftrag des Architekten Pfister, des Erbauers der Kantonschule, eine Reise nach Paris, um für dessen Steinhauermaschine ein Brevet zu erlangen. Doch hatte seine Mission große Schwierigkeiten und Komplikationen im Gefolge, auf die ich hier nicht näher eintreten kann. Im übrigen bedeutete der dreimonatliche Aufenthalt in der Weltstadt für Reithard eine wesentliche Erweiterung seines Horizontes; viele seiner schriftlich fixierten Eindrücke veröffentlichte er später im ersten Jahrgang seines Familienbuches. Er brachte die Zeit, während der ihn seine Geschäfte nicht in Anspruch nahmen, in der königlichen Bibliothek und im Louvre zu; in diesem studierte er die Meisterwerke der Malerei und der Skulptur, für die er ein großes Verständnis besaß, „in jener ein paar alte Handschriften mit lebendigstem Eifer. In gelehrte und Kunstvereine eingeführt, lernte er mehrere französische Größen kennen, so Arago, La Roche, Lamartine. Sogar die Aussicht auf eine Unterbibliothekarstelle wurde ihm geboten, allein häusliche Angelegenheiten und ein vorher getroffenes Arrangement der Verhältnisse riefen ihn in die Heimat zurück.“<sup>85</sup>

In Zürich fand Reithard nach und nach eine Anzahl treuer und gleichgesinnter Freunde, mit denen zu verkehren ihm Herzensbedürfnis war. Vor allem fühlte er sich in der Familie des ebenfalls poetisch veranlagten Kaufmanns Rudolf Pestalozzi-Wiser heimisch, der ihm später in der Allgemeinen deutschen Biographie ein Denkmal gesetzt hat. In der sogenannten Samstagsgesellschaft trafen sich außer den beiden Maler Ulrich, der Volksdichter Heinrich Cramer, der sich als Organisator der Sechseläutenumzüge große Verdienste erwarb, alt

Pfarrer Cramer im Waisenhaus, ferner bisweilen alt Regierungsrat Pestalozzi-Hirzel, alt Landammann Schindler und der Mediziner Spöndli. Eine Zeitlang (1846–1850) war es in dieser Gesellschaft üblich, die sämtlichen gegenseitigen Mitteilungen in Versen abzufassen; dabei feierte die eminente Leichtigkeit, mit der Reithard reimte, Triumph auf Triumph.<sup>86</sup> Ein Blick auf die zahlreichen Billete und Episteln, in denen „der trauernde Klop am Wankelsbach“ (d. h. der wankelmütige Reithard am Klosbach) oder „Der vom Klop“ oder der „Büchsenklop“ (d. h. der früher am Klosbach, jetzt im Büchsenstein wohnende Reithard) in immer neuen und lustigen Wendungen seine Einladungen und Entschuldigungen vorbrachte, deuten auf einen Gelegenheitsdichter erster Ordnung. Als solcher hat er sich auch sonst im Kreis der Bekannten oft Vorbeern geholt, und man denkt oft unwillkürlich an den Vers Ovids:

Quidquid tentabam dicere, versus erat.

Es ist klar, daß diese Begabung eine große Gefahr in sich schloß, und Reithard wurde um so häufiger ihr Opfer, als der äußere Zwang zur Produktion sich mit ihr vereinigte. Er nahm sich vielfach keine Zeit, das ausreisen zu lassen und auszufeuern, was er in einer feurigen Stunde rasch zu Papier gebracht. — Auch die Künstlergesellschaft zählte Reithard zu ihrem eifrigen Mitglied; er gehörte zu den Auserwählten, die sich in den Jahren 1855 und 1856 unter dem Vorsitz von Maler Ulrich innerhalb des Vereins zu einem eigenen Kreis, der sogenannten „Kleinen Künstlergesellschaft“, zusammentaten und jeden Mittwoch sich zu eifriger Tagung einfanden;<sup>87</sup> die etwas chargierende Kohlenzeichnung von Rudolf Koller, deren Reproduktion diesem Neujahrsblatt beigegeben ist, stammt aus jener Zeit. Daß Reithard den Veranstaltungen der Zünfte großes Interesse entgegenbrachte, braucht nicht besonders betont zu werden; der einen und anderen Sechseläutenzeitung verhalf er zum Dasein, auch sonst stellte er sein immer gefälliges Improvisationstalent gern in den Dienst dieses Festes.

Trotz aller Geselligkeit und Freundestreue litt Reithard oft unter dem Gefühle des Alleinseins und der Verlassenheit; sein Dasein konnte ihn nicht befriedigen, und wir begreifen, daß die Sehnsucht nach dem Tode ihn mehr als einmal beschlich. In einer solchen Stimmung schrieb er — am 13. August 1849 — seinem Schwager in St. Gallen: „Sie haben es wahrlich ganz und klar erraten, was mir die Bahn mit Dornen bestreut; ich bin zu abhängig von meinem Gemüte, kann nichts liegen lassen, wähne überall helfen zu müssen und ruiniere mich bei dieser Gelegenheit selbst. Die Anstrengungen sind groß, sind aufzehrend, um so mehr, als das Öl, der erquickende Dank fehlt. Am empfindlichsten und tiefsten drückt mich das Gefühl der Vereinsamung; die Frage: Wem gehörst du? Und hast du auch eine Seele auf dem Erdenrunde, die dir vollkommen ergeben ist und in deiner Liebe lebt und webt? steckt wie ein Pfeil im Mittelpunkte meines Herzens — und macht mir die be-



völkerte Stadt zu einer öden Wüste. Die Schatten des Abends beginnen in mein Leben hineinzuragen, und die wenigen Sterne, die über mir stehen, schauen mich verwundert an, was ich allein in der hereinbrechenden Finsternis wolle und walle.“ Und je mehr er sich, im Innersten enttäuscht, voll stiller Wehmut von dem lauten Treiben der Welt zurückzog, je mehr sein Blick über das Grab hinaus schweifte, um so lieber weilte er in den Erinnerungen an die unschuldvolle Jugendzeit und bei unvergeßlichen Toten. Es ist sein eigenes Bekenntnis, das er in einer seiner guten Erzählungen, dem „Brudermord im Toggenburg,“<sup>88</sup> dem alten Antoni Locher in den Mund legte: „Wo seid ihr hin? Wo seid ihr hin? Auf lauter kahle Grabsteine fällt mein nasser Blick. Ein paar Häuflein Asche liegen darunter, und diese Asche waret ihr, an denen heute noch mein altes, heimwehkrankes Herz hängt. Wie ein leiser Luftzug wehet es aus dem Morgenlande meiner Jugendzeit herüber und trägt mir die Düste des wallenden Grases, der Blumen und Baumb Blüten zu, die längst, wie jene Leiber, Moder geworden sind. Und mir kommt es zuweilen vor, als sei ich bloß im Kreise herumgeschritten und stehe wieder an der Pforte jenes Paradieses, von der ich ausging in ein wüstes Leben voll Haß und Rache.“

Im Sommer 1857 unternahm Reithard im Besitz seiner vollen Kraft eine Reise in seine lieben Alpen, und auf dem Rückweg weilte er einige Tage zu Bern, wo ihn die Kunst- und Industrieausstellung mächtig fesselte, und wo er öfter mit dem Novellisten Jakob Frey verkehrte, mit dem er befreundet war. Den nach Zürich Zurückgekehrten warf ein schweres Bruchleiden aufs Krankenlager. Schon hoffte er auf Besserung, als ein Rückfall eintrat, dem er erliegen sollte. Aber er hatte noch qualvolle Leiden durchzumachen, die er mit bewunderungswürdiger Standhaftigkeit ertrug. Am Morgen des 9. Oktober unternahm er sich einer schmerzhaften Operation, doch ohne Erfolg; abends halb acht Uhr schloß er die Augen für immer. „Einen Strom von Gedanken hätt' ich noch“, sprach er, an sein Haupt greifend, als er schon mit dem Tode rang; aber sein felsenfester Glaube ließ ihn ergeben und hoffnungsfreudig dem Ende entgegensehen. Auf dem Friedhose der Hohen Promenade bezeichnete bis vor kurzem ein mit einer Harfe geschmückter, von Efeu und Immergrün umrankter und von einer Trauerweide beschatteter Stein den Ort, wo sie am 12. Oktober 1857 des Dichters sterbliche Hülle der Erde übergaben. Der Stadtfängerverein sandte ihm den letzten Gruß ins Grab, und der literarische Verein in Bern feierte sein Andenken mit einem Totenmahl. Zufolge seiner politischen und literarischen Vereinsamung brachte fast keine Zeitung einen Nekrolog des Dichters, kurz und ohne Wärme wurde meist die Tatsache seines Hinschiedes konstatiert, einzig sein Schwager Baumgartner widmete ihm später im Neuen Tagblatt aus der östlichen Schweiz einen warmen und ausführlichen Nachruf.<sup>89</sup> Der Zufall wollte, daß an seinem Sterbetag in der Neuen Zürcher Zeitung Ludwig Eckardt in seinem durch mehrere Nummern sich erstreckenden Feuilleton über „die schweizerische Gesamt-

ausstellung“ auf Reithard zu sprechen kam als auf einen Balladendichter, der in den „beiden Gemsjägern“ nach dem höchsten Kranze griff; Robert Weber widmete ihm im Landboten zwei Sonette, Alexander Baumgartner dichtete zum Andenken seines geliebten Onkels ein religiöses Weihelied, das separat gedruckt wurde, und im Neuen Schweizerischen Unterhaltungsblatt zitierte Jakob Frey die Gestalten der Dichtungen Reithards und sang ihm ins Grab nach<sup>90</sup>:

Ein Denkmal ohne Wanken  
Hast du dir selbst gestellt  
Von leuchtenden Gedanken,  
Die nie ein Sturm zerfchellt.

In Reithards Nachlaß fanden sich eine historische Erzählung, die heute verschollen ist, ferner eine gewandt geschriebene Posse „Pfeife und Schelle“, die etwa auf der Höhe der Körnerschen Lustspiele steht; und man vernahm, daß sich der Dichter in der letzten Zeit vor allem mit dramatischen Plänen befaßt habe, so wollte er den Major Davel, den Märtyrer für die Freiheit der Waadtländer, in einer Tragödie verherrlichen.<sup>91</sup> Im Jahr 1860 wurde aus Reithards hinterlassenen Papieren „Das Lied vom Seidentuche“, das schon Ende der Bierzigerjahre entstanden war, publiziert; es bringt in strikter Anlehnung an Schillers Glocke die Fabrikation eines seidnen Tuches in Beziehung mit den Fragen des menschlichen Daseins.

\* \* \*

Reithards Leben bildet eine kleine Tragödie. Ein großes Wollen und ein nicht geringes Können; aber es kam zu keiner Einheit. Das reine Gefühl war zu früh von allerhand trüben Erfahrungen zerstückelt worden, und nachher fehlte die Kraft, die Stücke wieder harmonisch zusammenzufügen. Schon seine feingerundeten Schriftzüge beweisen, daß er, von höchsten künstlerischen Intentionen ausgehend, ursprünglich das Höchste erstrebte; aber die Politik verstürmte sein Dasein, der Journalist in ihm verflachte den Dichter, des letzteren Phantasie gaukelte Parteiutopien vor das geistige Auge des Redakteurs, und die Sorgen um das tägliche Brot traten einer zielbewußten Entwicklung hemmend in den Weg.<sup>92</sup> Wie sein Leben kein Kunstwerk wurde, so blieb seine Dichtung Stückwerk; und wie der Unstete sich schließlich an die Unsicherheit seiner Existenz gewöhnte, so verlor der Dichter nach und nach die höheren Präntentionen, die formale Bewertung überwucherte die Vertiefung des Inhaltes. Hätte er eine eigene Familie erhalten müssen, so wäre er doch wohl gezwungen gewesen, auch nach seiner Übersiedlung nach Zürich um jeden Preis einen sicheren Wirkungskreis zu suchen. Es war nicht vom Guten, daß er nur aus den Produkten seiner Feder lebte. Eine geregelte Arbeit hätte seine Schaffensfreudigkeit gestärkt, seine Künstlernatur gefestigt und verinnerlicht, und manches Minderwertige wäre unge-

schrieben geblieben. Trotz aller Charakterfestigkeit und Freundlichkeit mangelte ihm jene Pünktlichkeit und Zuverlässigkeit, die allein ein zielbewußtes Fortkommen im Leben verbürgen.

Rührend sind die Eigenschaften des Menschen Reithard. Jüngeren Dichtergenossen zeigte er sich als ein unermüdlicher und anregender Berater, jedes Talent, auch wenn es noch so klein war, eifrig unterstützend. Und seine Nächstenliebe war auch sonst allzeit tätig; trotz seiner im Grunde aristokratischen Veranlagung konnte er auch dem Geringsten, der ihm hilfesuchend nahte, keine Bitte abschlagen, in jedem sah er einen Bruder, den er oft über seine Kräfte zu unterstützen sich verpflichtet fühlte, „und wenn seinen Freunden etwas Angenehmes begegnete“, so wußte er sich darüber zu freuen, „als ob es ihm selbst begegnet wäre“.<sup>92</sup> Wohl spielte ihm seine Empfindlichkeit manchen Streich; aber mit seiner Frömmigkeit und seinem unpraktischen, aber darum um so unverwüstlicheren Optimismus fand er sich stets wieder zurecht. Dieser bildete den Grundzug seines milden Wesens und trat oft einer gesunden Selbstkritik hindernd in den Weg; er verschuldete, daß Reithard sich als Mensch in seiner Herzensgüte und Hilfsbereitschaft und als Dichter häufig zuviel zutraute.

Das Jahr 1848 brachte der politischen Geschichte der Schweiz die Erfüllung dessen, wonach die Entwicklung vieler Jahrzehnte gedrängt hatte; alle früheren Ereignisse erhalten nunmehr die Signatur der Vorbereitung. Auch die vaterländische Literatur trat in eine neue Aera; der politische Einschlag hörte mehr und mehr auf, die echte Kunst, die nach allgemeinen Werten ringt, hebt an; Gottfried Kellers Gedichte (1846) weisen ihr leuchtend den Pfad. Aber auch Vorläufer wie Fröhlich und Reithard hatten ihre Mission; waren sie schon die Vertreter der schroffen konservativen Opposition, ihre heiße Liebe zum Vaterland wirft einen verklärenden Schein auf ihr oft haßerfülltes Wirken. Sie wurden die notwendigen Schultern, über die sich Größere auf den Gipfel des schweizerischen Parnass empor schwangen. Nur Gotthelfs Glorie strahlt nach wie vor in ungetrübtetem Glanze, denn seine überschäumende Kraft, seine Originalität und seine intuitive Beobachtungsgabe lassen uns vergessen, daß auch er seine Meinung keineswegs sine ira et studio aussprach. Doch die formellen Unebenheiten seiner Werke kennzeichnen ihn ebenfalls als den Vertreter einer vorbereitenden, in Kämpfen sich stählenden Zeit.

Reithard ist nur wenig gelungen; die schweizerische Literaturgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts kann ihm den Dichterlorbeer, den er sich ersehnt, nicht spenden; aber sie wird gleichwohl seinen Namen stets mit Ehren erwähnen, sie wird außerdem feststellen, daß er einer der bedeutendsten Essayisten jener bewegten Jahrzehnte war, die der Schaffung des Bundesstaates vorangingen, und sie wird ihm diesen Ruhm auch für die spätere Zeit, bis zu seinem frühen Tode, gerne gönnen.

## Anmerkungen.

1. Die Briefe Reithards an Carl Schnell sind fast vollständig in Gustav Toblers Arbeit „J. J. Reithard in Bern“ mitgeteilt, die im Zürcher Taschenbuch 1906 erschien. Besitzer der Briefe ist Herr Dr. Hans Blösch in Bern, der sie mir in liebenswürdiger Weise zur Kontrolle überließ.

2. Zürcher Taschenbuch 1906, Seite 212—214. Über das Bibliothekariat gab mir außerdem das Burgdorfer Burgerratsprotokoll des Jahres 1835 Aufschluß.

3. Schweizerischer Republikaner 1835, Nr. 21 und 25. — Im übrigen vergl. das Neujahrsblatt 1913, Seite 20, 24—27. Die Anzeige des Burgdorfer „Merkur“ fand ich im Berner Volksfreund 1834, Nr. 99, und in den Wöchentlichen Mitteilungen (siehe Anmerkung 9) 1834, Nr. 50.

4. Über Krutters Beziehungen zu Reithard vergl. Walthers von Arx, Franz Krutter, sein Leben und seine Schriften, Beilage zum Jahresbericht der Kantonschule Solothurn 1908, Seite 71—73.

5. Vergl. Kaspar Wirz, Etat des Zürcher Ministeriums, Zürich 1890, Seite 44.

6. Schweizerischer Merkur; eine Monatschrift, herausgegeben von mehreren schweizerischen Schriftstellern, erster Band, Burgdorf 1835, Seite 249—252. — Reithard nahm die ganze Schilderung, mehrfach korrigiert und mit einem humoristischen Schluß versehen, später in die „Reiseerinnerungen“ auf, die er in seinem „Schweizerischen Volkskalender für 1851“ veröffentlichte. Sie findet sich dort Seite 217—221; von den kleineren stilistischen Änderungen des Neudrucks habe ich diejenigen, die mir wirkliche Verbesserungen zu sein schienen, in die mitgeteilte Textprobe herübergenommen.

7. Schweizer Bilder; Erzählungen, Novellen, Gedichte, Balladen, Volksfagen, Volkswitze etc., herausgegeben von mehreren schweizerischen Schriftstellern; zwei Bände, Burgdorf 1837. — Der erste Band weist gegenüber dem Merkur zwei Änderungen auf: an Stelle des Einleitungsgebichtes (Seite 3—4) ist ein Inhaltsverzeichnis getreten, und die Seite 6 des Neujahrsblattes erwähnte „Debikation des fünften Gesanges der Revolution von Babel“ (Seite 59—60) ist durch eine Volksfage von Küenlin ersetzt.

8. Der Morgenstern, eine Zeitschrift für schöne Literatur und Kritik; herausgegeben von einer literarischen Gesellschaft, redigiert von Alfred Hartmann; Solothurn 1836. — Über die Gründung, die verzögerte Herausgabe und den Mißerfolg des Journals vergl. Walthers von Arx, Alfred Hartmann, sein Leben und seine Schriften, Beilage zum Jahresbericht der Kantonschule Solothurn 1902, Seite 20—23; Walthers von Arx, Franz Krutter, Seite 73—79. — Reithards Beitrag findet sich im achten Heft (Seite 234—236) der Zeitschrift.

9. Wöchentliche Mitteilungen aus den interessantesten Erscheinungen der Literatur im Gebiete der schönen Wissenschaften, der Industrie, des Handels, der Ökonomie und Landwirtschaft, zur Belehrung und Unterhaltung aller Stände; Burgdorf, bei G. Langlois. — Ich konnte lediglich die Jahrgänge 1833—1836 dieser verschollenen Wochenschrift aufreiben. Reithards „Taufzettel“ findet sich in Nr. 23 des Jahrganges 1835. Es ist nicht ausgeschlossen, daß einige der vielen anonymen poetischen und prosaischen Einsendungen ihm zuzuschreiben sind. — In Nr. 27 des nämlichen Jahrgangs findet sich eine Ballade Franz Krutters („Die Beschwörer“ von Valentin Namenlos), die bei Walthers von Arx nirgends erwähnt ist.

10. Der schweizerische Elementarschüler oder das Wissenswerteste aus der Geschichte und Geographie unseres Vaterlandes, mit den hierzu nötigen allgemeinen Vorbegriffen, von Markus Luz, Pfarrer in Läuelfingen. Nach dem Tode des Verfassers herausgegeben und vervollständigt durch J. J. Reithard von Rüsch. Mit einer kleinen Karte der Schweiz. — Vergl. dazu Berner Volksfreund 1835, Nr. 85 und 103; 1836, Nr. 64. Über Luz vergl. das Lebensbild Schumanns in der Allgemeinen Deutschen Biographie, Band 19.

11. Vergl. Der Alpenbote, Glarus 1840, Nr. 12.

12. Eidgenössische Zeitung 1854, Nr. 303 und 304. — Vergl. im übrigen für diese und die folgenden Erörterungen Rudolf Hunziker, Jeremias Gottlieb und J. J. Reithard in ihren gegenseitigen Beziehungen, Zürich 1903.

13. Nach einer Mitteilung von Frau Elise Huber in Zürich (1827—1911), einer der Nichten Reithards, die ihre Jugend bei ihm in Burgdorf und Mollis zugebracht. Ich verdanke ihrer Liebenswürdigkeit auch eine Reihe anderer Aufschlüsse; sie und ihre Schwester, die 1904 gestorbene Fräulein Susette Huber, stellten mir außerdem die wenigen Überreste aus Reithards Nachlaß, sowie die in diesen drei Neujahrsblättern mitgeteilten Bilder zur Verfügung.

14. Gustav Tobler behandelt im Zürcher Taschenbuch 1906, Seite 214, diese Angelegenheit insofern nicht ganz richtig, als er angibt, Reithard habe sich lediglich für seine Schwester um die Postverwalterstelle beworben. Auch trägt bei ihm der betreffende Brief an Carl Schnell die Jahreszahl 1835 statt 1837.

15. Den vom 17. September 1838 datierten Brief verdanke ich der Güte des Herrn Eduard Bodmer auf Schloß Kyburg, der den literarischen Nachlaß Hans Georg Nägels und seiner Familie in pietätvoller Weise hütete. Jetzt ist er zum großen Teil im Besitz der Zürcher Kantonsbibliothek.

16. Reithards Nekrolog über Carl Schnell findet sich in der Allgemeinen Augsburger Zeitung 1844, Beilage zu Nr. 57.

17. Berner Volksfreund 1835, Nr. 55—56: Stifftet gute Volksschulen! Nr. 58: Ein Wort über das neue Schulgesetz; Nr. 66—67: Die Schulkommissariate — jetzt und künftig; No. 72: Ein Wort über das allgemeine Schullehrerexamen; 1836, Nr. 29: Über Fortbildungskurse für Volksschullehrer; 1838, Nr. 12—13: Der Staat und die Hofwylanstalten; Nr. 57—58: Über Welschlandbildung; 1839, Nr. 5: Bild einer Töchtererziehungsanstalt; Nr. 65: Weibliche Arbeitsschulen.

18. Berner Volksfreund 1839, Nr. 46. — Diese Ballade („Die Schlacht bei Laupen“) bildet in Reithards Gedichten (1842) und in seinen 1853 erschienenen „Geschichten und Sagen aus der Schweiz“ das zweite Stück des Zyklus „Rudolf von Erlach“.

19. Zürcher Taschenbuch 1906, Seite 215—218.

20. Schweizerischer Beobachter (Bern) 1839, Nr. 150; Berner Volksfreund 1838, Nr. 101.

21. Vergl. [Heinrich Stifel], Ludwig Snells Leben und Wirken, Zürich 1858, Seite 113; Emil Blösch, Eduard Blösch und dreißig Jahre Bernischer Geschichte, Bern 1872, Seite 77—83.

22. Berner Volksfreund 1839, Nr. 13: Religionswollen; Nr. 16: Der Straußentkrieg; Nr. 18: Und noch einmal Strauß! Nr. 20: Über Religionsgefahr; Nr. 24—26: Eine allgemeine Betrachtung; Nr. 34—35: Ursachen und Wirkungen; Nr. 71—74: Der neue Zürchersturm. Die zitierten Worte finden sich in Nr. 71. — Den vorher erwähnten Leitartikel „Die Sünden der Radikalen“ brachte Nr. 70 des Jahrgangs 1838.

23. Protokoll des Burgdorfer Burgerrates vom 28. Juni 1839. — Das im Zürcher Taschenbuch 1906, Seite 219, mitgeteilte Gerücht, es sei nach Reithards Wegzug von Burgdorf mit der dortigen Bibliothekasse nicht alles in Ordnung gewesen, muß als völlig grundlos bezeichnet werden; es ging übrigens von der irrigen Voraussetzung aus, Reithard habe das Bibliothekariat erst Ende 1839, zugleich mit der Redaktion des Volksfreundes, aufgegeben.

24. Vergl. Gallus Jakob Baumgartner, Geschichte des Kantons St. Gallen 1830—1850, herausgegeben von Alexander Baumgartner, Einsiedeln 1890, Seite 170—172. — Das erwähnte Anmeldebeschreiben fand sich nebst einigen andern, weniger bedeutenden Manuskripten Reithards unter den hinterlassenen Papieren seines Freundes Rudolf Pestalozzi-Wiser in Zürich und wurde mir von dessen Sohn, Pfarrer Louis Pestalozzi am Grossmünster (gestorben 1909), freundlichst zur Benützung überlassen. — Die im folgenden genannten Empfehlungen, die Reithard dem Anmeldebeschreiben beilegte, sind im Kantonsarchiv Glarus (Rubrik D<sup>1</sup> [148], Fasc. 1, Nr. 17) aufbewahrt, vergl. Seite 17.

25. Nach dem Seite 19 zitierten, das Datum des 29. Dezember 1839 tragenden Briefe Reithards an Landrat Kubli, den ich der Liebenswürdigkeit des Herrn Ed. Schindler in Glarus verdanke.

26. Vergl. Gottfried Heer, Landammann Schindler, Zürich 1886, Seite 77—82, 94 f.

27. Das Lied wurde als Flugblatt gedruckt und verteilt; es führt den Titel: „Lied zur Einweihung des Denkmals in der Kirche zu Mollis. Am Jahrestage der Näfelferschlacht, den 9. April 1840.“

28. Gottfried Heer, Geschichte des glarnerischen Volksschulwesens, Seite 226—240. Dies Werk erschien ursprünglich im Jahrbuch des historischen Vereins des Kantons Glarus, achtzehntes bis zwanzigstes Heft, 1881—1883. — Außerdem ist zu vergleichen: Gottfried Heer, Neuere Glarner Geschichte, Schwanden 1903, Seite 16—24.

29. Nach einem Schreiben des Kantonschulrates an den Rat vom 15. Oktober 1839; Kantonsarchiv Glarus, Rubrik D<sup>1</sup> (148), Fasc. 1, Nr. 17.

30. Das Kantonsarchiv Glarus sandte mir die sämtlichen erhaltenen Schreiben Reithards an den Kantonschulrat, aus denen die folgende Darstellung, teilweise mit wörtlichen Zitaten, schöpft, ebenso einige Schreiben der Behörden und den mehrfach erwähnten Bericht des Schulrates über Reithards Inspektorat, zur Benützung auf die Stadtbibliothek Winterthur. Diese Akten tragen die Bezeichnungen Rubrik D<sup>1</sup> (148), Fasc. 1, Nr. 17, 18, 21—23, 26, 28, 30, 31; Fasc. 2, Nr. 1, 2, 4, 5, 7, 8, 13, 14, 16—18, 20, 22—25, 28, 29, 31, 32, 39. — Ich bin Herrn Archivar F. Frey auch dafür sehr zu Dank verpflichtet, daß er bei der Verzögerung meiner Arbeit die Ausleihefrist mehrfach verlängerte.

31. Dies erfahren wir aus dem in Anmerkung 25 erwähnten Briefe Reithards an Landrat Kubli.

32. Gottfried Heer, Dietrich Schindler, Seite 89.

33. Der Voranschlag des Kantonschulrates für das Jahr 1841 z. B. nennt die Summe von 1000 Gulden, und zwar mit folgender Verteilung: 500 Gulden für das Inspektorat der reformierten Schulen, 50 für das Inspektorat der katholischen Schulen, 200 für Unterstützung und Bildung von Lehrern, 50 für Lehrmittel, 20 als Beitrag für die Lehrerbibliothek, 30 als Beitrag für die Witwen- und Waisenkasse der Lehrer, 150 für Unvorhergesehenes (Schulhausbauten, Unterstützung für neu entstehende Schulen usw.).

34. Nach einer Mitteilung von Frau Elise Huber. — Vergl. für das folgende Zitat (Seite 22, oben) Robert Weber, Die poetische Nationalliteratur der Schweiz, Zweiter Band, Glarus 1866, Seite 75.

35. Über die am 31. August 1840 in Winterthur abgehaltene Schulsynode und ihre mutigen Beschlüsse vergl. Otto Hunziker, Blätter zur Geschichte der zürcherischen Schulsynode 1834—1884, Zürich 1884, Seite 16—17.

36. Der pädagogische Beobachter für Eltern, Lehrer und Schulfürsprecher, siebenter Jahrgang (1841), Nr. 28.

37. Aus einem das Datum des 30. März 1840 tragenden Briefe Reithards an Baudlin, den mir Fräulein Babette Vogel in Lugano freundlichst zur Benützung überließ; vergl. auch Glarner Zeitung 1840, Nr. 19.

38. Glarner Zeitung 1840, Nr. 1 und 7; Der Landbote 1840, Nr. 6; Der Alpenbote 1840, Nr. 7.

39. Der Laubbote 1840, Nr. 10; Der Alpenbote Nr. 11 und 12; Glarner Zeitung Nr. 12 (Beilage), Nr. 14 (Beilage), Nr. 15 (und Beilage), No. 16. — Gottfried Heer schildert diese Angelegenheit (Landammann Schindler, Seite 93) insofern nicht ganz richtig, als er angibt, der „Gruß an den Schinderboten“ sei wirklich erschienen und zwar im Republikaner.

40. Nach einem Stammbaum der Familie Wyggisser genannt Schindler, den mir Herr Dr. Dietrich Schindler in Zürich zur Verfügung stellte, wurde Wilhelmine (Minna) Schindler in der Tat 1840 die Gattin Pfarrer Trümpf.

41. Glarner Zeitung 1842, Nr. 43; Der Alpenbote 1842, No. 45.

42. Gottfried Heer, Geschichte des glarnerischen Volksschulwesens, Seite 263.

43. Über die Einzelheiten bin ich außer Stande, Auskunft zu geben, da die Landesbibliothek Glarus neuerdings ihre älteren Zeitungen nicht mehr nach auswärts (weder an Bibliotheken noch an Private) ausleiht. Wenigstens hat die Stadtbibliothek Zürich diesen Bescheid erhalten; dem Verfasser dagegen wurde auf mehrfache briefliche Anfragen überhaupt nicht geantwortet.

44. Vergl. Gotthelf und Reithard, Seite 101—105.

45. Kalender für die Jugend und ihre Freunde, auf das Jahr 1843. Herausgegeben von J. S. Reithard, Schulinspektor. Mit Beiträgen von Jeremias Gotthelf und andern. St. Gallen, Verlag von J. Tribelhorn. — Vergl. Jeremias Gotthelf, Sämtliche Werke, herausgegeben von Rudolf Hunziker und Hans Bldsch, Band 17, Seite 486 f.

46. Protokolle des Burgdorfer Burgerrates vom 10. Januar 1840 und 12. November 1842. — Es handelte sich vor allem um die Edition der Geschichte der Stadt Burgdorf von Johann Rudolf Achlinmann, die als Manuskript auf der dortigen Bibliothek lag. Über das Nähere gibt Rudolf Döhenbein in der Sammlung Bernischer Biographien, Band 4 (1902), Seite 283—285 Auskunft; Reithards Name wird im Vorwort (Seite VI) zu der von Musiklehrer Richter (Zwickau 1848) besorgten, aber ungenügenden Erstausgabe der Handschrift erwähnt.

47. Der Brief Reithards an Hermann Nägeli findet sich auf der Kantonsbibliothek Zürich.

48. Vergl. Der Erzähler 1842, Nr. 71; Schweizer Zeitung 1842, Nr. 9(?); Der Schweizerbote 1842, Nr. 134; Der Vorläufer 1842, Nr. 97; Der Pfeil des Tellen, achtes und neuntes Heft (1843), Seite 39—45; Europa, Chronik der gebildeten Welt, herausgegeben von August Lewald, 1843, zweiter Band, Seite 360; Literaturblatt, redigiert von Wolfgang Menzel, 1843, Nr. 45; Blätter für literarische Unterhaltung 1843, Nr. 268. — Siehe ferner den Briefwechsel zwischen Jeremias Gotthelf und Abraham Emanuel Fröhlich, herausgegeben von Rudolf Hunziker, Winterthur 1906, Seite 57.

49. Des Kaisers Rückkehr. Von J. S. Reithard. Glarus, gedruckt in der Freulerischen Offizin 1841. Vierzehn Seiten.

49a. Zürcher Taschenbuch 1882, Seite 204.

50. Vergl. Albert Schumann, Aargauische Schriftsteller, Erste [einzige] Lieferung, Aarau 1888, Seite 52; Gotthelf und Reithard, Seite 17.

51. Vergl. Johannes Dierauer, Der Kanton St. Gallen in der Regenerationszeit, St. Gallen 1902, Seite 29 f.; Alexander Baumgartner, Gallus Jakob Baumgartner und die neuere Staatsentwicklung der Schweiz, Freiburg im Breisgau 1892, Seite 164—189.

52. Baumgartner hat seine Briefe an Reithard nach dessen Tod wieder zu sich genommen. Sie befanden sich mit den Schreiben Reithards im Besitz Pater Alexander Baumgartners, des Sohnes des Landammanns. Dieser hatte die Freundlichkeit, mir den ganzen Briefwechsel zur Benutzung nach Winterthur zu senden. Ich denke stets mit Hochachtung und Dankbarkeit dieses gelehrten und lebenswürdigen Mannes, mit dem ich bis zu

seinem 1910 erfolgten Tode in Verbindung blieb; die gastliche Aufnahme, die ich 1908 bei ihm in Luxemburg fand, gehört zu meinen liebsten Erinnerungen.

53. Christian Wälti, Alpenklänge und Lawinendonner, Thun und Narau 1844, Seite 74 f.; [Jakob Kübler], Schneeglocken, Sänge aus einem Schweizerherzen, Winterthur 1845, Seite 4; Gottfried Keller, Gedichte, Heidelberg 1846, Seite 96.

54. Schweizer Zeitung 1843, Nr. 18.

55. Beobachter aus der östlichen Schweiz 1843, Nr. 17. Das Gedicht trägt hier die Unterschrift „Ein Schweizer“. Vergl. Gotthelf und Reithard, Seite 113 f.

56. Morgenblatt für gebildete Leser 1845, Nr. 46, 217, 247; Eidgenössische Monatschrift 1845, Heft 1 und 4/5.

57. Der Bote von Uster 1845, Nr. 39.

58. Allgemeine Zeitung 1845, Nr. 51, Beilage.

59. Schweizer Zeitung 1843, Nr. 36, 40 und 41: Jeremias Gotthelf; Nr. 59, 60, 63 und 67: Heinrich Gelzer; Nr. 117 und 118: Reithard; Nr. 298 und 299: Fröhlich.

60. Berner Volksfreund 1837, Nr. 36; 1838, Nr. 43.

61. Die Kenntnis der Artikel Reithards in der Allgemeinen Zeitung verdanke ich der Freundlichkeit des Herrn Dr. Otto Rommel in Stuttgart (gest. 1910), der mir bei meinem dortigen Ferienaufenthalt im Jahr 1899 den Zutritt zum Archiv der Cottaschen Verlagsbuchhandlung verschaffte.

62. Er ist wieder abgedruckt in meiner Arbeit „J. J. Reithard als Essayist“, die im Zürcher Taschenbuch 1903 erschien.

63. Die Briefe Reithards an Mörikofer liegen auf der Stadtbibliothek Zürich.

64. Jeremias Gotthelf und Karl Rudolf Hagenbach, ihr Briefwechsel aus den Jahren 1841—1853, herausgegeben von Ferdinand Better, Basel 1910, Seite 53. — Ich habe in meiner Besprechung dieses Buches (Neue Zürcher Zeitung 1911, Nr. 12—14) nachgewiesen, daß das „Zovigedicht“ von Reithard stammt und in der Wochen Zeitung 1845, Nr. 45, erschien.

65. Am 30. Dezember 1854 enthielt das Tagblatt der Stadt Zürich zum ersten Mal diese politische Uebersicht.

66. Vgl. Robert Weber, Die poetische Nationalliteratur der Schweiz, Erster Band, Glarus 1866, Seite X. — Gotthelfs Besprechung der Jesuitenpredigt erschien im Berner Volksfreund 1845, Nr. 24; vergl. Gotthelf und Reithard, Seite 24.

67. Der vollständige Titel des Werkleins lautet: Höchst wunderbarliche vaterländische Prophezeiungen auf das Jahr der Ungnade 1847. Aus Licht gezogen aus dem Nachlasse des sel. Verfassers der Radikalen Jesuitenpredigt, zu Nutz und Frommen des gesamten Schweizervolkes, von Jeremias Lachmund, Friedensprediger in partibus infidelium. Frauenfeld, Druck und Verlag von Ch. Beyer. 1847. — Die Eidgenössische Zeitung (1846, Nr. 357) brachte eine ungünstige Besprechung; diejenige Baumgartners erschien im Freien Wort (St. Gallen) 1847, Nr. 8 und 9.

68. Die Sage vom Leuggelbach, von J. Reithard; teilweise um- und neubearbeitet von H[einrich] H[eft]. Die Broschüre ist ein Separatabdruck aus der Glarner Zeitung 1903.

69. Für diese und die folgenden Darlegungen vergl. Gotthelf und Reithard, Seite 25—30

70. Die Briefe Reithards an Gottfried Keller befinden sich auf der Stadtbibliothek Zürich. Diejenigen Kellers an Reithard haben sich nicht erhalten, von zweien sind die Unterschriften abgeschnitten worden.

71. Mit Benutzung des Materials, das ich für meinen „Gotthelf und Reithard“ auftrieb, hat auch J. J. Hüly von St. Gallen diese Intriguen und Mißverständnisse in



seiner aufschlußreichen Zürcher Dissertation (1914) über die „Alpenrosen 1831—1854“ geschildert.

72. Eidgenössische Zeitung 1849, Nr. 360. Reithard ließ diese Besprechung durch seinen Freund Rudolf Pestalozzi-Wiser in das Blatt einrücken. — Die erwähnte Ankündigung der Alpenrosen 1850 ist z. B. in der Neuen Zürcher Zeitung 1849, Nr. 319 (Beilage), abgedruckt.

73. Briefwechsel zwischen Gotthelf und Fröhlich, Winterthur 1906, Seite 57. Ich unterdrückte bei der Herausgabe dieser Briefe einen Teil der hier mitgeteilten Stellen. — Reithard schrieb am 7. November 1849 an alt Regierungsrat Pestalozzi-Girzel: „Statt der Neuen Alpenrosen kommen dieses Jahr, unter Fröhlichs Redaktion, die alten Alpenrosen heraus. Mir ist diesfalls eine Intrigue gespielt worden, die mich einen recht schmerzlichen Blick in gefeierte Menschen tun ließ.“

74. Jakob Baechold, Gottfried Kellers Leben, Erster Band, Vierte Auflage, Stuttgart und Berlin 1895, Seite 380.

75. Daß Reithard der Herausgeber des Zugerkalenders war, teilte mir der 1903 verstorbene Versicherungsinspektor und Dichter Konrad Meyer mit, der den Jahrgang 1857 beforzte. — Das einzige mir bekannte Exemplar der bei Meyer und Hanisch in Zürich erschienenen „Frühlings-Blätter“ besitzt die Bürgerbibliothek Luzern.

76. Illustrierte Zeitschrift für die Schweiz 1850, Nr. 11, und 1851, Nr. 3. Ueber Reithards Verhältnis zu Tanner vgl. das Zürcher Taschenbuch 1903, wo der zitierte Nekrolog wieder abgedruckt ist.

77. Der vollständige Titel dieses Schriftchens lautet: Der Tag ze Zürich am yngenden Meien 1851. Drei Brieff des Jungther Hannes von Moos von Luzern an syne Frow Muotter. Sampt ehllichen Uzzügen us der geschrybenen Hand- und Huschronik des Jungther Jacob Schwarzmuurer, älter, zum Kiel in Zürich. — Ober: Grundliche Beschrybung, wie es by der Eidelystung ze Zürich, am h. Walpurgistag, ergangen und uff was Wys der Pundt der Statt Zürich mit den vier Ländern Uri, Schwyz, Unterwalden und Luzern entstanden. — Zürich, Verlag von Meyer & Hanisch, 1851.

78. Neue Schweiz 1849, Nr. 42, Beilage. — Besonders energisch äußerte sich Reithard in einem vom 12. April 1849 datierten Schreiben an alt Regierungsrat Pestalozzi-Girzel über Ignaz Hub: „Ich habe indessen an den commis-voyagierenden Sammler nach Karlsruhe geschrieben, und so, daß er zeitlebens an diese Ver- und Angelegenheit denken soll.“

79. Didaskalia, Blätter für Geist, Gemüt und Publizität, herausgegeben von J. A. Hammeran, Jahrgang 1853, Nr. 304. — Außerdem finden sich z. B. in folgenden Journalen Besprechungen der „Geschichten und Sagen“: Neue Zürcher Zeitung 1853, Nr. 320; Eidgenössische Zeitung 1853, Nr. 329; Blätter für literarische Unterhaltung 1854, Nr. 8.

80. Der schweizerische Bildungsfreund, ein republikanisches Lesebuch, von Thomas Scherr; Poetischer Teil, siebente Auflage, neu bearbeitet von Gottfried Keller, Zürich 1877; Seite 241—244.

81. Aus dem Feuilleton, das [Julius] [Stiefel] in der Neuen Zürcher Zeitung 1872' Nr. 5 und 7, Reithard widmete.

82. Der Brief Reithards an Bundespräsident Näff wurde mir vom Bundesarchiv zur Verfügung gestellt; das Schreiben der Bundeskanzlei an Reithard ist im Neuen Schweizerischen Unterhaltungsblatt 1854, Seite 157, mitgeteilt.

83. Die Angabe über die „Costumes Suisses“ stammt von Reithard selbst; vergleiche Neues Schweizerisches Unterhaltungsblatt 1854, Seite 156. Möglicherweise handelt es sich um die mit einem „Texte explicatif“ versehene Collection de Costumes Suisses, dessinées d'après nature par F. Meyer, Zürich 1835. — Über G. F. Meyers französische Übersetzung der „Schweiz in Bildern“ vergleiche Adolf Frey, Conrad Ferdinand Meyer, Zweite Auflage, Stuttgart 1909, Seite 133 f.

84. Über den Charakter der Pensionsanstalt und die Gründe, die zu ihrer Auflösung führten, geben einige Akten des Zürcher Staatsarchivs (II 55 b 1, Nr. 10) Aufschluß.
85. Neues Schweizerisches Unterhaltungsblatt 1854, Seite 156.
86. Herr Pestalozzi-Jungbans in Zürich hatte die Liebenswürdigkeit, mir die in seinem Besitz befindliche „Korrespondenz der Samstagsgesellschaft“ zur Benutzung zu überlassen.
87. Vergl. Die Gedenkblätter zur Feier des einhundertjährigen Bestandes der Zürcherischen Künstlergesellschaft, Zürich 1887, Seite 21 f.
88. Diese Erzählung erschien im zweiten Jahrgang der Münchener „Haus-Chronik“ (Heft 1, Oktober 1852).
89. Die sämtlichen Nekrologe sind in der Reithard-Bibliographie verzeichnet, die den Anhang meines „Gottlieb und Reithard“ bildet. Beizufügen ist, daß Robert Weber die beiden Sonette, die er dem Dichtergenossen im Landboten widmete, in verbesserter Gestalt seinen Neuen Gedichten (Frid 1861, Seite 161f.) einverleibte.
90. Neues Schweizerisches Unterhaltungsblatt 1857, Seite 353.
91. Vgl. das Album des literarischen Vereins in Bern, Bern 1858, Seite 283.
92. Zürcher Taschenbuch 1882, Seite 205.

## Berichtigungen.

Zum Neujahrsblatt 1913, Seite 29:

Johann Jakob Bär war nicht Sekundarlehrer in Richterswil, sondern in Männedorf; vgl. über ihn den Pädagogischen Beobachter 1841, Nr. 18—23.

Zum Neujahrsblatt 1913, Seite 38:

Dr. Beat Schnell war nicht Direktor der Bernischen Zuchtanstalten, sondern „Arzt der Zuchtanstalten in Bern und Vorsteher seiner Privatirrenanstalten in Bern und Willisburg.“

Zum Neujahrsblatt 1914:

Seite 43, Zeile 3, ist nach „Pestalozzi“ die auf die Anmerkungen verweisende Ziffer 49 a, und Seite 59, Zeile 13, nach „Frühlingsblätter“ die Ziffer 57 zu setzen.

